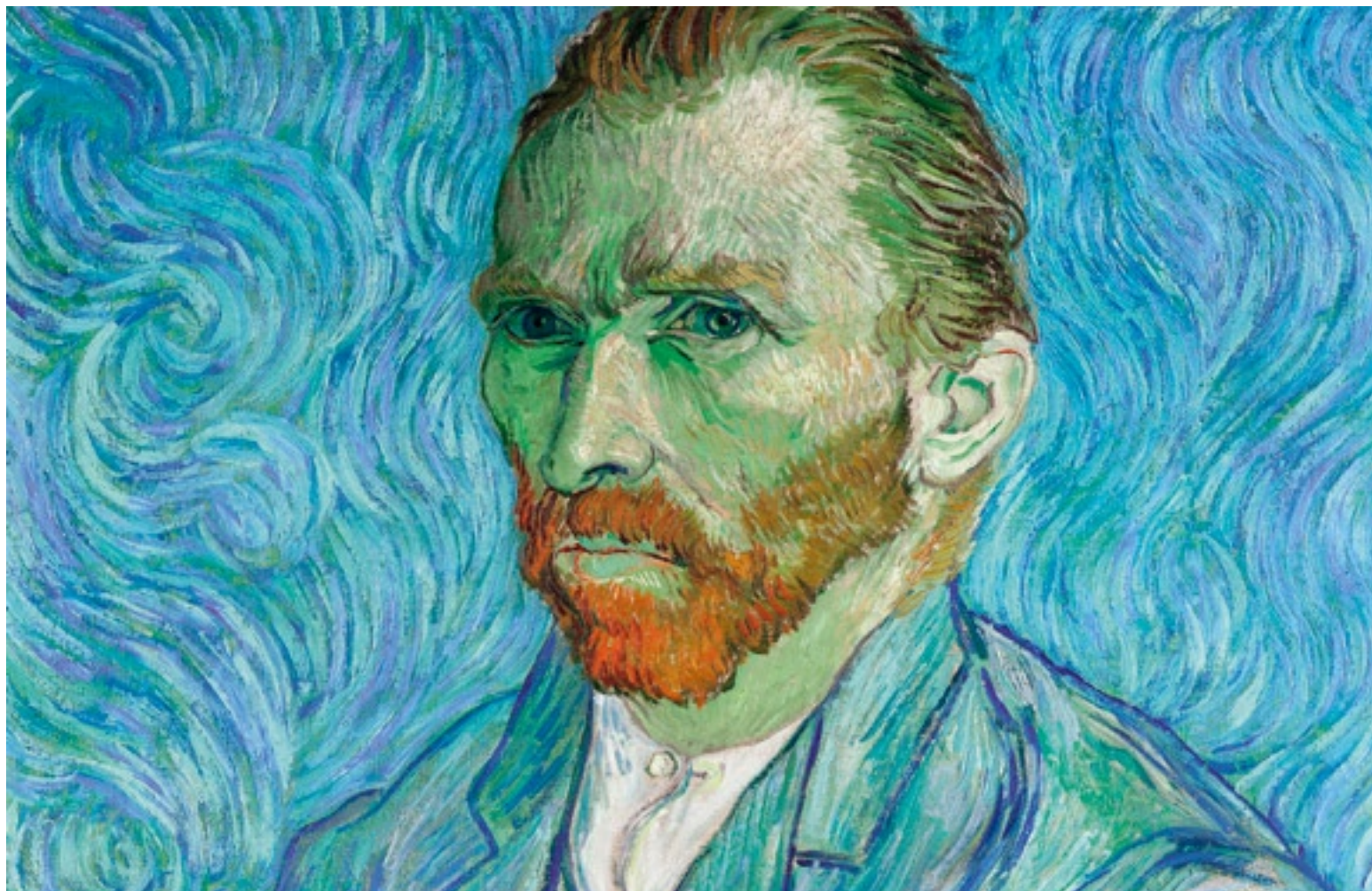


Wirtschaftskrise: Wo steht die Schweiz?

Nummer 17 – 23. April 2009 – 77. Jahrgang
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

DIE WELTWOCH



Vincent van Gogh: So war er wirklich

Mythen und Verleumdungen trüben den Blick auf den grossen Künstler.
Von Hanspeter Born

Calmy-Reys Rassisten-Stadt

Die unselige Genfer Konferenz. *Von Pierre Heumann und Roger Köppel*

Wende im Fall Seebach

Wie die Zürcher Polizei eine Hysterie auslöste um eine Massenvergewaltigung, die nie stattfand. *Von Andreas Kunz*



Panasonic
ideas for life



**UNCHARFE BEWEGUNGEN KÖNNEN SIE
AUCH SCHARF SEHEN.**

Die neue Ära des Fernsehens beginnt jetzt bei Ihnen zu Hause. Selbst schnellste Bewegungen in Spielfilmen und Sport-szenen erleben Sie mit dem neuen VIERA in unglaublicher Schärfe und Echtheit. Die Bildqualität der einzigartigen 600 Hz Neo Plasma-Technologie und Full HD ist so herausragend, dass Sie Ihren Augen nicht trauen. Sie werden sehen.

**EVERYTHING
MATTERS.**



VIERA

neoPDP  www.panasonic.ch

Intern

Sie wird bereits im Voraus als «Kunstereignis des Jahres» gefeiert: Am Sonntag eröffnet das Kunstmuseum Basel eine Ausstellung mit Landschaftsbildern Vincent van Goghs. Schon zu Lebzeiten rankten sich Legenden um den Maler. Er soll wahnsinnig gewesen sein und erfolglos. Hanspeter Born legt nach ausgiebigem Quellenstudium einen anderen Blick auf das Genie frei. Van Gogh litt nicht an Wahnsinn, sondern an Epilepsie. In seiner anfallsfreien Zeit war er ein leidenschaftlicher, aber normaler Mensch. Sein Können erarbeitete sich der Autodidakt durch Fleiss und Hartnäckigkeit. Für die Besucher der Ausstellung eine gute Nachricht: Man braucht weder Experte noch Psychologe zu sein, um van Goghs Bilder verstehen und geniessen zu können. Einer anderen Fährte geht Born zusammen mit dem Kunstdetektiv Benoit Landais in einem neuen Buch nach: «Die verschwundene Katze» (Echt-



Enormer Fleiss: Maler Van Gogh.

zeit-Verlag) will den Nachweis erbringen, dass sich unter «Meisterwerken» bis heute unerkannte Fälschungen befinden. **Seite 40**

Seit unsere Redaktorin Carmen Gasser mit ihrer Recherche über den Zustand der Schweizer Wirtschaft angefangen hatte, türmten sich auf ihrem Schreibtisch die Papierberge noch höher als sonst. Jeden Tag kam neues Zahlenmaterial dazu, denn keine der Statistiken und Prognosen, die auf ihrem Tisch landeten, erlaubte einen unabhängigen Gesamtüberblick. Nachdem Gasser die Berge abgetragen hatte, kam sie zum Schluss: Die Schweizer Wirtschaft hat die Talsohle noch nicht erreicht. Die gute

Nachricht: Es gibt Lichtblicke, besonders für Hauskäufer und Konsumenten. **Seite 30**

Kein anderer Gerichtsfall hat in den vergangenen Jahren für so viel Diskussionen gesorgt wie der «Fall Seebach». Die «Gruppenverge-



Schlagzeilen: Polizeivorsteherin Maurer.

waltung» von dreizehn Jugendlichen in einem Zürcher Quartier beherrschte die Schlagzeilen. Politiker, Experten und selbst die direkt in den Fall involvierten Polizisten diskutierten den Vorfall wochenlang. Der Aufschrei legte sich mit dem Urteil: Bloss zwei der dreizehn «Täter» wurden wegen des Anfangsverdachts der Vergewaltigung für schuldig gesprochen. Recherchen unseres Redaktors Andreas Kunz zeigen, dass die meisten Jugendlichen eine hohe Entschädigungszahlung erhalten haben. Aber was mussten die unschuldigen Jugendlichen seit ihrer Verhaftung erdulden? Was ist in Seebach tatsächlich geschehen? **Seite 14**

Am Donnerstag um 9.30 Uhr findet in der Kathedrale von Málaga ein Gedenkgottesdienst zu Ehren Theodor von Redings statt. Vor 200 Jahren starb der Schwyzer Söldnerführer in Spanien. Reding, hierzulande vergessen, ist in Spanien eine Art Nationalheld. In der Schlacht von Bailén fügte er den Franzosen die erste grosse Niederlage zu. Napoleon verlor den Nimbus der Unbesiegbarkeit. Kulturchef Philipp Gut besuchte das Staatsarchiv in Schwyz, um Redings Lebensgeschichte zu rekonstruieren. Alt Staatsarchivar Josef Wiget, der beste Kenner der Materie, gewährte ihm Einblick in seine Forschungen. Der Ort des Gesprächs passt zum heroischen Thema: Sie trafen sich im Restaurant «Hohle Gasse» bei Küsnacht. *Ihre Weltwoche*

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: aboservice@weltwoche.ch Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.) E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Markus Somm

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Daniel Ammann, Alex Baur, Hanspeter Born, Urs Paul Engeler, Urs Gehrig, Philipp Gut (*Leitung Kultur*), Carmen Gasser, Pierre Heumann (*Naher Osten*), Andreas Kunz, Peter Keller, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Daniele Muscionico, Kai Michel (*Wissenschaft*), Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Eugen Sorg, Mark van Huissing, Bettina Weber (*Leitung Gesellschaft*)

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, James Hamilton-Paterson, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Holenstein, Wolfram Knorr, Albert Kuhn, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Bildredaktion: Catharina Hanreich (*Leitung*), Christophe Bosset, Nadine Hofer (*Assistentin*)

Layout: Catharina Clajus (*Leitung*), Peter Aschmann, Rolf Mundwiler

Infografik: Helmut Germer

Korrektorat: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Beat Kuttng

Internet: Andreas Thut (*Leitung*)

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsleitung: Maike Juchler

Marketing: Sandra Millius (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli

Anzeigeninnendienst: Anina Gross, Laura Bazzigher,

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Publicitas web2com AG

Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 250 31 91

E-Mail: salesservices.web2com@publicitas.com

Druck: Basler Zeitung, Hochbergerstrasse 15, 4002 Basel

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Eine der feinsten
Spezialitäten Italiens
ist gar nicht italienisch.



SÜDTIROL
bewegt



www.suedtirol.info



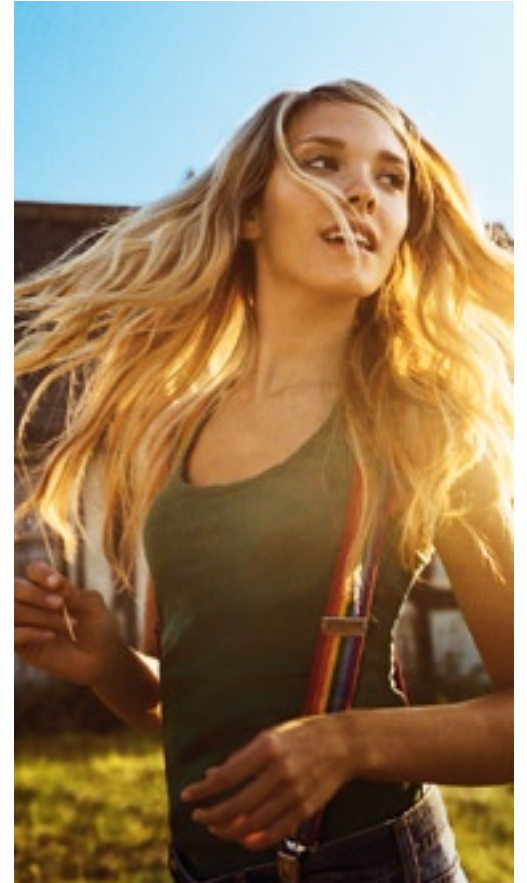
Ruhe: Kadyrow-Denkmal in Grosny. Seite 38



Falle: Calmy-Rey, Achmadinedschad. Seite 12



Erfolg: Davos-Trainer Del Curto. Seite 48



Frühlingsgefühle: Verrückte Hormone. Seite 36

Aktuell

5 Editorial

11 Kommentar Kadervakuum der Arme

12 Calmy-Reys Rassisten-Stadl

Alle sind für Menschenrechte. Doch die Genfer Konferenz der Uno gegen Rassismus zeigt, wie man sie nicht durchsetzen kann

14 Wende im Fall Seebach

Eine Massenvergewaltigung fand in Zürich nie statt. Die freigesprochenen Jugendlichen erhalten hohe Entschädigungszahlungen. Was ist wirklich passiert?

19 Die Deutschen Wir sind alle Piraten

19 Personenkontrolle Stadler, Hafner, Beyeler, Blocher, Türl

20 14 Fragen an Linda Gwerder

23 Wirtschaft Wie sich die Geburtenrate erhöhen liesse

24 Mörgeli Bodenmann, der Leiermann

24 Bodenmann Undank ist des Kaspars Lohn

27 Medien Schrauben, Aufpumpen, Zuspitzen

27 Wortkontrolle «Tag der Arbeit»

28 Leserbriefe

Hintergrund

30 Aufschwung in weiter Ferne

Eine Diagnose der Wirtschaftslage: Arbeitslosigkeit steigt, Zuwanderung nimmt ab, Immobilienpreise fallen

33 Literatur Schon Gottfried Keller schrieb über die Krise

36 Alles spriesst

Kleine Biologie des Frühlings

38 Rätsel Tschetschenien

Die Ruhe im Kaukasus ist trügerisch

40 Vincent van Gogh: So war er wirklich

Das Kunstmuseum Basel zeigt den grossen Maler. Wer war der Mensch hinter dem Mythos?

46 Leichter als der Ball

Was macht Englands Topklubs und den FC Barcelona so unwiderstehlich?

48 Immer auf dem Zahnfleisch

Niemand gewinnt mehr Eishockeytitel, kein anderer Trainer arbeitet fanatischer als Arno Del Curto

50 Der Schweizer, der Napoleon besiegte

Theodor von Reding war General in spanischen Diensten

52 «Fotos lügen nie»

Pascal Dangin ist der erfolgreichste Bildbearbeiter der Welt

54 Bedrohung aus dem Dschungel

Ein Viren-Vorhersage-System soll Epidemien wie Aids oder Vogelgrippe in Zukunft verhindern

The greatest luxury in life is time.
Savour every second.



BREITLING *for* **BENTLEY**

Leistungsstärke. Luxus. Exklusivität. Breitling und Bentley räumen beide der Perfektion absolute Priorität ein: kompromisslose Zuverlässigkeit und Präzision, Prestige und Performance. In den Breitling Ateliers wie in den Bentley Werkstätten im englischen Crewe spielt modernste Technologie mit altherwürdiger Tradition perfekt zusammen. Die aus Leidenschaft für schöne Mechanik entstandene Kollektion Breitling *for* Bentley bietet Kennern eine reichhaltige Palette von Ausnahmehronografen an. In sämtlichen Handgelenkinstrumenten ticken von Uhrmachern auf dem Zenit ihres Könnens akribisch zusammengesetzte Hochleistungsmotoren. Ästhetisches Raffinement pur. Denn Zeit ist der wahre Luxus!



The Bentley Motors

30-Sekunden-Chronograf und variabler Tachometer (exklusive Systeme). Offiziell COSC-zertifizierter Chronometer.

breitlingforbentley.com



«Kleine Länder haben in der EU nichts zu sagen»: UBS-Präsident Villiger. Seite 56

Interview

56 «Stich durchs Herz»

Alt Bundesrat und UBS-Präsident Kaspar Villiger über die Stärken der Schweiz, die Angriffe aus dem Ausland und die «Diffamierungstechniken» der SVP

Stil & Kultur

60 **Drops für Dolly** Fotograf Miles Aldridge

62 **Namen** Von Scarlett Johansson bis Ashton Kutcher

63 **MvH** Mein Stress

64 **Im Gespräch** Matthew Williamson, Gastdesigner von Hennes & Mauritz

65 **Luxus** Dies und das für Haut und Haar

66 **Auto** VW Scirocco 2000 TSI

67 **Objekte** BMW 750 Li mit Hi-Fi-System Professional

67 **Wein** Gaia S 2007, VdP Peloponnes

68 **Bestseller**

68 **Geist des Verschweigens**

Jean Rudolf von Salis wurde als Chronist des Zweiten Weltkriegs zur nationalen Figur

70 **Jazz** Vera Kappeler Trio

70 **Film** «Easy Virtue»

71 **Pop** Bob Dylan

71 **Fernsehen** Casting-Wunder Susan Boyle

72 **Doppelpass** Folge 22

74 **Hochzeit** Dina Grädel und David Burri

Autoren in dieser Ausgabe

Rolf Degen



Der renommierte Wissenschaftsjournalist begeistert sich für Psychologie, Gehirnforschung und Evolutionslehre. Er hat Bücher über die Natur der Moral, die Irrtümer der Psychologie und den Orgasmus geschrieben. Auf Seite 36 erklärt er, wie sehr der Frühling uns Menschen im Griff hat.

René Weber



Der Sportredaktor der Zeitung *Südostschweiz* ist ein ausgewiesener Eishockeyfachmann. Er kennt Arno Del Curto, den Trainer des HC Davos, und dessen Umfeld in Zürich und Graubünden genau. Auf Seite 48 porträtiert er den Meistermacher und «König vom Landwassertal».

www.weltwoche.ch

Online-Dossiers

Alle Artikel zu den Themen:

- Bankgeheimnis / Steuerstreit
- Affäre EDA – Gontard – Farc
- Bundesanwaltschaft/Tigris
- Die Akten von Aesch/Ferrari
- *Weltwoche*-Kantonsserie

finden Sie in unseren Dossiers unter www.weltwoche.ch/dossier

Umfragen: Sagen Sie uns jede Woche Ihre Meinung

Soll der Bund Guantánamo-Häftlinge aufnehmen? Was halten Sie von der klandestinen Elite-Polizeinheit «EG Tigris» der Bundesanwaltschaft? Sind Allergiker in Wahrheit Simulanten? Jede Woche stellen wir Ihnen eine Frage zu einem brisanten *Weltwoche*-Thema. Stimmen Sie jetzt ab unter www.weltwoche.ch/umfrage

Platin-Club

Spezialangebot: 40% Rabatt auf Tickets für die Weltwoche-Soirée «60 Jahre Deutschland»

Verlosung: Gewinnen Sie 25 x 2 Karten für Helge Schneiders «Wullewupp Kartoffelsuppe»

Leserreise: Weltwoche-Expertenreise nach Berlin mit Roger Köppel. Jetzt buchen!

Produkt des Monats: 29% Rabatt auf Netzwerk-Radio Logitech Squeezebox Boom (Fr. 319.– statt Fr. 440.–)

Mehr auf www.weltwoche.ch/platinclub



Ein inspirierendes Umfeld nimmt Einfluss auf die Arbeitswelt.



Fragen Sie nach detaillierten Unterlagen oder besuchen Sie unsere Showrooms.

USM U. Schärer Söhne AG, CH-3110 Münsingen, Tel. +41 31 720 72 72
Showrooms: Berlin, Bern, Düsseldorf, Hamburg, Mailand, New York, Paris
info@usm.com, www.usm.com

USM
Möbelbausysteme

Ich wollte nie eigene Kinder.

Weil sich das Leben nicht immer an unsere Pläne hält: Vorsorge und Finanzplanung mit der Nummer 1. Seit über 150 Jahren bürgt Swiss Life für Sicherheit, Qualität und Kontinuität rund um die Vorsorge. Unsere Spezialisten kennen die zentralen Fragen, die sich in jeder Lebenslage stellen, beraten Sie ganzheitlich und erstellen für Sie Vorsorge- und Finanzlösungen, die genau auf Sie abgestimmt sind. Für finanzielle Sicherheit in allen Lagen. Tel. 0848 841 000. www.swisslife.ch



SwissLife
Bereit für die Zukunft.

Lächeln für Achmadinedschad

Von Pierre Heumann — Die Schweiz wird heftig kritisiert für ihre Rolle an der Antirassismuskonferenz in Genf. Der Menschenrechtsaktivismus von Bundesrätin Calmy-Rey schadet den Menschenrechten. Bern agiert ungeschickt.



Nachtessen inklusive: Merz (l.), Achmadinedschad (Mitte) am Sonntag in Genf.

Hans-Rudolf Merz wollte sich die Chance nicht nehmen lassen. Nach eher peniblen Auftritten als Finanzminister auf dem internationalen Parkett akzeptierte er die Aufforderung des iranischen Präsidenten Machmud Achmadinedschad zu einem Tête-à-Tête in Genf gerne, wo sich der Iraner wegen der Weltkonferenz gegen den Rassismus aufhielt. Rund anderthalb Stunden dauerte das Meeting im Hotel «Intercontinental», Nachtessen inklusive.

Merz wäre freilich nicht verpflichtet gewesen, die Einladung des Mannes anzunehmen, der wenige Stunden vor dem Abflug aus Teheran seine üblichen Hassreden von sich gegeben hatte. Aber der Finanzminister sah darüber hinweg. Vielleicht würde er einen Rabatt für die iranischen Gasbezüge aushandeln können? Das zumindest berichtete am Dienstag der israelische Rundfunk, gestützt auf iranische Delegationskreise.

Weil der Bundespräsident aber keinen Stress mit den Medien wollte, veranlassten seine PR-Berater, dass die Präsidenten von den Journalisten weitgehend abgeschirmt würden. Demokratie und Pressefreiheit hin oder her: Der Protokollchef bat die Fotografen sogar, auf Bilder vom Händedruck zwischen Merz und Achmadinedschad zu verzichten. Reporter wurden auf die andere Strassenseite verwiesen.

Riesentross der Iraner

Aber Merz hatte nicht mit der Hartnäckigkeit der Iraner gerechnet. Diese marschierten mit einem Riesentross auf, der sich nicht um die Vorgaben aus Bern kümmerte. Die iranischen Presseleute überschritten die Sicherheitschranken, um sich den Präsidenten zu nähern. Die Hofberichterstatter aus Teheran hatten einen klaren Auftrag: Sie sollten mit aktuellen Aufnahmen dokumentieren, wie angesehen

und willkommen Achmadinedschad auch im Ausland sei. Weil sie ihren Job nicht verlieren wollten, war ihnen jedes Mittel recht. Achmadinedschad, der Hauptredner an der Antirassismuskonferenz, hat kein Verständnis für die Freiheit der Presse. Medien, die dem Regime nicht gehorchen, werden geschlossen.

Dass Fotos in Teheran propagandistisch ausgeschlachtet werden, musste letztes Jahr bereits EDA-Vorsteherin Micheline Calmy-Rey erfahren. Sie war nach Teheran gereist, um der Unterzeichnung des Gasvertrages mit der EGL die Ehre zu erweisen. Doch iranische Paparazzi überfielen Calmy-Rey, wie sie, Kopftuch tragend, Achmadinedschad herzlich lachend gegenüber sass. Die Presse benutzte das Stelldichein der Aussenministerin prompt als Beweis dafür, dass der iranische Präsident trotz der Sanktionen von westlichen Ländern wie der Schweiz respektiert werde.

Dass sowohl Merz als auch Calmy-Rey in die Fotografenfalle gefallen sind, ist typisch und symbolhaft zugleich. Beide scheinen nicht zu verstehen, wie die reale Welt funktioniert. Weder haben sie je im Ausland gelebt noch internationale Erfahrung sammeln können. Die eine ist nicht weit über Genf, der andere nicht weit über Herisau herausgekommen.

Die Weltfremdheit zeigte sich diese Woche einmal mehr. Calmy-Rey, die sich mit Verve für die Antirassismuskonferenz in Genf eingesetzt hatte, hat sich für einen Flop verwendet – obwohl sie es besser hätte wissen müssen. Auch Merz hat seine Zeit verschwendet. Keine 24 Stunden nach dem Arbeitsgespräch hielt Achmadinedschad, eben noch im Geplauder mit Merz, eine seiner Hassreden gegen Israel. Viele Delegierte verliessen unter Protest den Saal. Die Schweizer Delegation blieb sitzen.

Politische Naivität im Umgang mit Diktatoren ist denn auch der Hauptgrund für das Scheitern der Konferenz gegen den Rassismus. Sie war erstmals vor acht Jahren in der südafrikanischen Stadt Durban durchgeführt worden. Jetzt sollte in Genf, am Sitz der Uno, überprüft werden, was aus dem damals verabschiedeten «Aktionsprogramm» geworden ist. Die Schweiz sei als Gastgeberin am Erfolg der Nachfolgekonzferenz mit dem Kürzel Durban II interessiert, sagte EDA-Chefin Calmy-Rey vor einigen Wochen in einer Fragestunde des Nationalrats. Die Tagung war ganz nach ihrem Sinn. Menschenrechte sind ihr grosses Anliegen.

Dabei war von Anfang an klar, dass Durban II dem Kampf gegen Rassismus nicht helfen würde. Das zeigten schon die Vorbereitungen. Sie fanden unter der Fuchtel iranischer, libyscher, chinesischer und kubanischer Diplomaten und Experten statt. Gaddafis Vertreter präsidierten den Vorbereitungsausschuss, der Berichterstatter des Organisationskomitees stammte aus Kuba, und die islamische Republik spielte ebenfalls eine führende Rolle.

Entstanden ist die Idee für eine Konferenz gegen den Rassismus Ende der neunziger Jahre. Nach dem Genozid in Ruanda und den Massakern in Jugoslawien wollte die Weltgemeinschaft künftig Völkermord verhindern. Das Ziel war hochgesteckt, zu hoch vielleicht. Ungerechtigkeiten der Vergangenheit sollten angegangen werden. Besondere Aufmerksamkeit erhielten dabei die Opfer aus der Sklavenszeit. Im Rahmen der Uno sollte ein globales, zeitübergreifendes Ritual kollektiver Schuldbekennnisse und gesellschaftlicher Reinigungsprozesse in Gang gesetzt werden.

Auf diesem Humus entstand 2001 die Konferenz von Durban. Die Wahl des Ortes hatte, nach dem Ende der Apartheid in Südafrika, Symbolgehalt. 160 Regierungen nahmen teil, zudem 3000 NGO mit 18 000 Delegierten. Zu einer fundierten Auseinandersetzung mit dem Thema Rassismus kam es nicht. «Durban» artete zu einer Hassveranstaltung aus. Die

Konferenz wurde entführt. Islamische und arabische Staaten machten aus Durban eine antiisraelische und antijüdische Veranstaltung. Zionismus wurde als aktuelle Nazi-Ideologie gebrandmarkt, Israel als neuer Apartheidstaat an den Pranger gestellt. Auf den Strassen kam es zu wilden Ausschreitungen.

Niemand wollte die Konferenz

Fünf Jahre später wollte es die Uno nochmals wissen. Doch niemand wollte nach Durban zurück – zu schlecht waren die Erinnerungen. Man suchte deshalb nach einer Uno-Stadt. New York war zu gross, Wien war sich zu



Fotografenfalle: Calmy-Rey 2008 in Teheran.

schade. Also ging man nach Genf. Die Vorbereitungen für Durban II wurden dem Uno-Menschenrechtsrat übertragen, der der Generalversammlung unterstellt ist. Calmy-Rey ist stolz auf den Menschenrechtsrat: Die Schweiz habe bei seiner Gründung vor drei Jahren eine «aktive Rolle» gespielt, lobte sie ihr Engagement für die «Aufsichtsbehörde». Dass der Rat in Genf sei, stärke die Kompetenz der Schweiz auf den Gebieten Anti-Rassismus-Kampf und Menschenrechte, meinte sie vollmundig.

In der Tat: Ohne das Engagement der EDA-Chefin gäbe es diesen Rat vielleicht nicht. Er löste die 1946 gegründete Menschenrechtskommission der Uno ab, die im Laufe der Jahre zu einer deplorablen Veranstaltung geworden war, die selbst bei schlimmsten Verbrechen gegen die Menschheit schwieg. Der neue Rat sollte Besserung bringen. Hoffte Calmy-Rey.

Doch es kam – durchaus voraussehbar – anders. Als ob es keine anderen Probleme auf dieser Welt gäbe, kümmert sich auch dieses Gremium, wie dessen Vorgängerin, vor allem um den israelisch-palästinensischen Konflikt.

Im von der Aussenministerin verehrten Rat ist der Westen, rein rechnerisch, in der Minderheit. Er kann deshalb nichts ausrichten. Der Rat ist von islamischen und arabischen Ländern dominiert. Jedes dritte Mitglied gehört der Organisation der Islamischen Konferenz an. Zusammen mit afrikanischen Regimen stellen sie die Mehrheit. Verfolgungen christlicher Minderheiten im Mittleren Osten und in Indien sind kein Thema. Debatten werden unterdrückt – zum Beispiel über die Steinigung von Frauen oder über die Verknüpfung von jungen Mädchen in Staaten, in denen die Scharia angewandt wird. Ägyptische und pakistanische Delegierte wissen das mit bizarren Argumenten zu verhindern: Es sei eine Beleidigung ihres Glaubens, wenn man die Scharia im Menschenrechtsrat diskutieren würde.

Dominanz der Schurkenstaaten

Bedenklich ist allerdings, dass europäische Vertreter, darunter auch die Schweiz, akzeptieren, dass solche brisanten Themen von der Tagesordnung verschwinden. Die Diplomaten machen in der Regel nicht einmal den Versuch, der asiatischen oder afrikanischen Mehrheit zu widersprechen. Nicht nur ökonomische Interessen (Stichwort Öl) hindern sie daran. Sie berücksichtigen auch das zunehmende Gewicht der muslimischen Bevölkerung in ihren Ländern. Eine als antiislamisch ausgelegte Kritik könnte zu Hause Probleme machen.

Die Aussenministerin hat auf eine politische Analyse verzichtet. Micheline Calmy-Rey übersieht, dass das humanitäre Völkerrecht kein Ziel an sich ist, sondern nur als Teil der politischen Debatte verstanden werden kann.

Die Konferenz Durban II atmet denn auch den Geist des Menschenrechtsrates. Das Organisationskomitee wurde vom Menschenrechtsrat zusammengesetzt, und alle Mitglieder gehören auch dem Menschenrechtsrat an. Durban II kann deshalb durchaus als Subkommission des Menschenrechtsrates betrachtet werden.

Das Resultat der Antirassismuskonferenz ist vor diesem Hintergrund zu verstehen. Denn den Vorsitz der Vorbereitungskonferenz hatte Libyen inne – ein Land, das nicht gerade berühmt ist für die Einhaltung von Menschenrechten. An den Vorbereitungen war auch der Iran massgeblich beteiligt. Dass in der islamischen Republik religiöse Minderheiten verfolgt und Frauen unterdrückt werden, dass Menschen wegen angeblicher sexueller Verfehlungen hingerichtet werden, hielt niemanden davon ab, Vertreter dieses Regimes im Organisationskomitee wirken zu lassen.

Und doch: Calmy-Rey eilte am Dienstagabend nach Genf, um die Schlussklärung zu loben. Sie sei «sehr zufrieden». Die Länder können bis Freitag noch Vorbehalte anbringen. Die allerdings nicht ins Schlussdokument aufgenommen werden. ○

Maurers vermeintliche Massenvergewaltigung

Von Andreas Kunz — Das unterstellte Sexualverbrechen in Seebach hat so nie stattgefunden. Die freigesprochenen Jugendlichen erhalten hohe Entschädigungszahlungen. Was haben sie seit ihrer Verhaftung erlebt? Was genau ist an den fraglichen Abenden passiert? Welche Rolle spielte die Polizei?



Ausser Rand und Band: Kripo-Chefermittler Peter Rüeegg.



Folgeschwere Vorverurteilung: Polizeivorsteherin Esther Maurer.

«Wochenlang! Mädchen (13) vergewaltigt und mit dem Handy gefilmt – jetzt auch Sexbande in Zürich» – die Schlagzeile, die der *Blick* am 17. November 2006 druckte, schlug ein wie eine Bombe. Bereits zuvor hatte eine scheinbare Serie von Vergewaltigungsfällen an Schulen für Aufregung gesorgt. Die Stimmung war angeheizt. Doch beim «Fall Seebach» holte nicht nur der *Blick* die grossen Lettern hervor. Eine «Gruppenvergewaltigung», das war noch ein Zacken mehr – ein Fanal in der Schweizer Jugend- und Migrationsdebatte.

«Mir standen die Haare zu Berge, als ich die Einvernahme las», sagte der Chefermittler Peter Rüeegg von der Stadtpolizei Zürich an der eigens einberufenen Pressekonferenz. Marcel Saluz vom Zürcher Schul- und Sportdepartement legte nach: «Es kam insgesamt dreimal zu Vergewaltigungen durch verschiedene Gruppen zu verschiedenen Zeiten.» Die meis-

ten Täter waren Ausländer oder Schweizer mit «Migrationshintergrund». Das war zwar nicht neu. Völlig ungewohnt war hingegen, dass man offen darüber sprach. Die Betriebstemperatur in den eiligst einberufenen Talkrunden stieg auf Höchstwerte.

Kollektive Hysterie?

Vor einem Jahr dann die Ernüchterung: Bloss zwei der dreizehn Täter hat das Bezirksgericht Zürich wegen des Anfangsverdachts der Vergewaltigung verurteilt. Gegen vier weitere Jugendliche wurden Erziehungsverfügungen ausgestellt. Die Verfahren gegen sieben der ursprünglich dreizehn Tatverdächtigen mussten eingestellt werden. Doch das war kein Stoff mehr für grosse Berichte und Recherchen.

Dabei stand eine Frage im Raum, die niemand so richtig zu formulieren wagte: Hat die Massenvergewaltigung von Seebach über-

haupt stattgefunden? Oder war alles bloss das Produkt einer kollektiven Hysterie? Zweifel wurden wach. Doch es gab keine Antworten. Denn ausgerechnet das Gesetz, das die Jugendlichen vor der öffentlichen Neugierde schützen sollte und ein Verfahren unter absolute Geheimhaltung stellt, erwies sich in diesem Fall als Bumerang. Es verhinderte, dass die Dinge richtiggestellt und die in der Öffentlichkeit massiv vorverurteilten Jugendlichen rehabilitiert wurden.

Immerhin: Gemäss Recherchen der *Weltwoche* haben die meisten der anfangs beschuldigten Jugendlichen eine Entschädigungssumme in vier- bis fünfstelliger Höhe erhalten. Auch das ist eine Form der Rehabilitation – nicht auf Kosten eines vorlauten Polizeichefs notabene, sondern auf Kosten der Allgemeinheit. Dieser vorläufig letzte Akt im Drama rund um die «Gruppenvergewaltigung von

Seebach» kann indes nicht der Schlusstrich sein. Denn allein schon die Höhe der Summe weist darauf hin, dass hier schweres Unrecht geschehen ist.

Passiert sind die «Taten» an fünf Abenden zwischen dem 4. und 11. November 2006. In unregelmässigen Abständen besuchten die später verhafteten Jugendlichen den damals achtzehnjährigen Tomas* in seiner Wohnung. Seine Eltern weilten in den Ferien. Anwesend war auch die dreizehnjährige Severina*, eine Schweizerin. Mit einem iPod-Kabel, das ihr gehörte, hatte Severinas damaliger Freund sie in die Wohnung gelockt. Das Mädchen galt unter den Jugendlichen als eine, die einfach zu haben war. Sie erzählte freimütig, dass sie schon «mehr als fünfzigmal» Sex gehabt habe, mal mit erwachsenen Männern, aber auch Grupensex mit anderen Jugendlichen im Freien. Offenbar hatte das Kind auch nichts dagegen, dass der Verkehr bisweilen mit dem Handy aufgezeichnet wurde.

Auch an den fünf Abenden wurde eifrig gefilmt. Die Szenen haben etwas Surreales, Abgründiges: Das Mädchen liegt im Bett des El-

«Am schlimmsten», klagt einer der Freigesprochenen, sei die Vorverurteilung gewesen.

ternschlafzimmers, einer nach dem anderen kommt zu ihr, stellt sich mit Namen vor, fragt, ob es okay sei, wenn man nun Sex hätte, worauf Severina bejaht und die Jugendlichen mit ihr schlafen, während andere herumstehen, danebenliegen, filmen oder onanieren. Dazwischen geht das Mädchen – ganz cool, als müsste es sich zwischendurch mal eine kurze Pause gönnen – an den Computer, um zu chatten. Und wenn sie allesamt der Hunger plagt, sitzen sie gemeinsam an den Küchentisch, essen selbstgebratene Würste vom Grill und reden über die Schule.

Auf alle sexuellen Anfragen antwortete Severina mit einem emotionslosen «Ja», bisweilen ergänzt mit «Wenn's sein muss» oder «Mach schnell, ich muss nach Hause». Als ob man noch eine routinemässige, bedeutungslose Besorgung zu erledigen hätte. Die Dreizehnjährige scheint zu wissen, was sie tut. Und stellt Bedingungen: «Licht löschen und Kondom anziehen.» Die Burschen gehorchen. In der Regel.

Bei einem von Dutzenden von Sexualkontakten, die dokumentiert sind, ist Gewalt im Spiel. Tomas und Severinas Freund halten sie während einer Sexszene an den Armen fest und drohen mit einer *Flättere*, wenn sie nicht stillhalte; und damit, dass sie ihr iPod-Kabel nicht zurückerhalten werde. Deswegen werden sie später mit dreieinhalb Jahren Gefängnis respektive einer Einweisung ins Jugendheim verurteilt. Völlig zu Recht. Doch eine Massenvergewaltigung ist etwas anderes.

Ihre Erlebnisse erzählt Severina danach einer Kollegin, die sie zur Schulsozialarbeiterin bringt. Eine beigezogene Polizistin und die Sozialarbeiterin raten ihr zu einer Anzeige. Am 15. November 2006 erhält die Abteilung Kinderschutz der Stadtpolizei Zürich die Meldung, dass in Seebach ein dreizehnjähriges Mädchen durch Jugendliche mehrfach vergewaltigt worden sei.

Mit Schwerverbrechern im Gefängnis

Bereits am nächsten Tag fährt ein Grossaufgebot der Stadtpolizei Zürich im Schulhaus Buhnrain auf. Während des Unterrichts, vor den Augen der Mitschüler, werden die verdächtigen Jugendlichen in Handschellen abgeführt und im Polizeigefängnis Zürich inhaftiert. Jene, die bereits in der Lehre sind, werden morgens um halb sieben aus dem Bett geholt.

Was die Jugendlichen fortan erlebten, schildern sie später als «reinen Horror». Bis zu einem Monat verbrachten sie in den Polizeigefängnissen von Zürich und Winterthur sowie im Flughafengefängnis Kloten – Anstalten, die ausschliesslich für Erwachsene bestimmt sind. Und dies, obwohl die Inhaftierung von Minderjährigen zusammen mit Erwachsenen gesetzlich verboten ist. Besonders im Zürcher «Propog», einem Gefängnis, ausgelegt für Schwerverbrecher, lagen sie nächtelang schlaflos in ihren Zellen und fürchteten sich vor Repressalien der Mitgefangenen, welche die angeblichen Kinderschänder durch die ringhörige Anstalt lautstark anfeindeten.

«Am schlimmsten», klagt einer der Freigesprochenen, sei jedoch die Vorverurteilung durch die Polizei über die Medien gewesen. Das Bild der Sexmonster und Massenvergewaltiger wurde mit offiziellem Siegel verbreitet. Das mutet umso skandalöser an, als Severina ebenso wie die verhafteten Jugendlichen bereits in ihren ersten Aussagen von «freiwilligem Sex» gesprochen hatte. Trotzdem schilderte Rolf Nägeli, Fachgruppenleiter der Abteilung Kinderschutz der Stadtpolizei Zürich, am Tag der Verhaftung – live als Studio-gast in der Sendung «10 vor 10» des Schweizer Fernsehens – den Sachverhalt als feststehend, ohne den geringsten Hinweis auf die Unschuldsumutung oder das hängige Verfahren. Nägeli fabulierte von «Geständnissen», erzählte detailliert (und teilweise falsch), wie die angeblichen Vergewaltigungen abgelaufen seien. Und verbreitete ungeniert seine reichlich spekulativen Eindrücke aus einer Einvernahme: «Der Täter wirkte kaltschnäuzig auf mich. Für ihn war nie klar, dass es sich um eine Vergewaltigung handelt.»

Selbst als die Informationshoheit über den Fall bereits bei der Jugendanwaltschaft lag, trat Ermittlungschef Peter Rügger im «Club» des Schweizer Fernsehens auf und erzählte weitere Interna aus der Polizeiarbeit. Der ansonsten eher wortkarge Rügger zitierte be-

«Leistung heisst für mich:
auch in Krisenzeiten
Ihr grundsolider Partner
zu sein.»



Andreas Feller

Gerade in Krisenzeiten zeigt sich die Bedeutung eines sicheren und soliden Partners für Ihr Vermögen. Vontobel bietet Ihnen als unabhängige Privatbank mit starkem Familienaktionariat und hoher Eigenkapitalausstattung die finanzielle Stabilität, auf die es jetzt ankommt. Und erstklassige Leistungen, die auch morgen noch Ihr persönliches Vertrauen rechtfertigen. Sprechen Sie mit uns.

Bank Vontobel AG, Gotthardstrasse 43,
8022 Zürich, Telefon +41 (0)58 283 72 54,
www.vontobel.com



Private Banking
Investment Banking
Asset Management

Leistung schafft Vertrauen



Während des Unterrichts in Handschellen abgeführt: Schulhaus Buhnrain.

reitwillig aus der Videobefragung des Opfers, die zum damaligen Zeitpunkt noch nicht einmal den Verteidigern und dem Haftrichter vorlag.

Was Rüeegger dagegen verschwie: Im Verhör hatten die Jugendlichen nicht nur darauf beharrt, dass Severina freiwillig mitmachte. Wenn sie etwa zu einem Stellungswechsel oder zum gewünschten Oralsex «Nein» gesagt habe, hätten sie das ohne Widerspruch akzeptiert. Sie erzählten von Severinas frechen Sprüchen über Schulkollegen («Schlappschwänze»). Einige fragten sie mehrmals, ob es ihr weh tue, was sie stets verneint haben soll. Ein anderer verzichtete auf den Sex mit ihr und fragte sich stattdessen, warum sie das mache, ob sie vielleicht daheim zu wenig Liebe erhalte. Als er Severina darauf ansprach, habe sie geantwortet, mit so vielen Jungs zu schlafen, sei ihr egal.

Den Medien ist für einmal kaum ein Vorwurf zu machen. Sie transportierten im Wesentlichen das, was ihnen ein offenkundig ausser Rand und Band geratener Polizeichef unterbreitete. Darauf durften, ja mussten sie sich mangels anderer Quellen verlassen. Kripo-Chef Rüeegger konnte sich seinerseits darauf verlassen, dass die realen Hintergründe nie publik würden. Wer kümmert sich schon um ein Dutzend Balkan-Jungs, die hinter Gitter sitzen?

Gestoppt wurde Rüeegger von niemandem. Auch nicht von der Opferhilfe. Dabei war die Grenze zwischen dem Opfer und den (vermeintlichen) Tätern noch selten derart fließend wie in diesem Fall. Gewiss, es ginge nicht an, Severina zur Täterin zu machen. Die Dreizehnjährige hat die Dinge von Anfang an auf den Tisch gelegt, wie sie sind, hat nichts dramatisiert und die Angeschuldigten sogar ent-

lastet. Severina bleibt in dieser Geschichte ein Opfer. Zu den Opfern zählen aber auch die Burschen, die tagelang in der Ungewissheit der Untersuchungshaft schmorteten, um ihre Zukunft, den schulischen und beruflichen Werdegang bangten. Noch heute werden sie im privaten wie im beruflichen Umfeld als «Täter von Seebach» erkannt, abgestempelt, angerempelt, beschimpft oder bedauert. Sie

Die Grenze zwischen dem Opfer und den (vermeintlichen) Tätern war noch selten derart fließend.

leiden an psychischen Störungen und Alpträumen. Die Suche nach einer Lehrstelle war aussichtslos. Erst dank einer «ambulanten Massnahme» der Jugendanwaltschaft konnte letztlich etwas gefunden werden.

Die Vorwürfe der Jugendlichen an die Adresse der Polizei gehen aber noch weiter: Nach der öffentlichen Verhaftung hatte sich die Identität der «Täter» in den Quartieren schnell herumgesprochen. Bei einer Familie wurden Fensterscheiben eingeschlagen. Ein Zusammenhang mit dem «Fall Seebach» ist zwar nicht nachgewiesen, doch die geschockten Eltern trauten sich danach kaum mehr aus der Wohnung. Schlimm war auch, dass die Jugendlichen ihren Eltern, die sie in der Haft besuchten, nicht einmal ihre Sicht der Dinge darstellen durften (die Untersuchungsbehörden hatten es ihnen verboten).

Zwar gab es auch Medien, welche die behauptete Massenvergewaltigung relativ früh in Zweifel zogen. Die Jugendanwaltschaft, von den Vorverurteilungen der Polizei enorm unter Druck gesetzt, wurde für ihre relativie-

renden Aussagen von der Zürcher Polizeivorsteherin Esther Maurer (SP) jedoch harsch kritisiert. In einem Interview mit der *NZZ am Sonntag* hielt sie fest: «Ich werde von Leuten darauf angesprochen, die sagen: Ja, aber das Mädchen hat doch vielleicht auch seinen Anteil an der Sache. Da sage ich: Halt! Genau das darf nicht passieren (...) Eine Vergewaltigung ist und bleibt eine Vergewaltigung.»

Dem Vorwurf der Vorverurteilung hielt Maurer entgegen, die Handyfilme seien deutlich genug. Doch eben diese Filmchen strafen ihre Dementi Lügen: Zu sehen sind dort Jugendliche, die in der Missionarsstellung abwechselnd Sex mit einem Mädchen haben. Jugendliche, die danebenstehen, onanieren und mit Erektionsproblemen kämpfen. Und ein Mädchen, das offenkundig mitmacht.

In Therapie als Vergewaltiger behandelt

Ein normales Sexualverhalten ist dies selbstredend nicht. Ob das «Therapieprogramm für angemessenes Sexualverhalten» (ThepaS), das die Jugendlichen während dreier Monate besuchen mussten, daran etwas geändert hat, ist eine andere Frage. Aber auch dort wurden sie weiterhin als Vergewaltiger behandelt. Wie der Bericht zeigt, wollten die Therapeuten die Jugendlichen mit eindringlichen Worten dazu drängen, ihre «Taten» endlich zu bereuen.

Die Jugendanwaltschaft brachte die später Freigelassenen nach einem Monat Gefängnis für mehrere Wochen in Partnerfamilien unter. Allerdings nicht zur Bestrafung, sondern als Schutz vor Repressalien der «offensichtlich stark bewegten Bevölkerung ihres Wohnquartiers», wie es in der Begründung heisst.

Was aber passierte mit jenen, welche die Bevölkerung überhaupt erst angeheizt haben? Bedauern sie ihre unsachlichen Aussagen und Vorverurteilungen? Polizeivorsteherin Esther Maurer, die für das Debakel die politische Verantwortung trägt, wollte auf Anfrage der *Weltwoche* keine Stellung beziehen. Ebenso Ermittlungschef Peter Rüeegger, der sich mit einem laufenden Verfahren gegen ihn entschuldigte. Marco Cortesi, Sprecher der Zürcher Stadtpolizei, sagt: «Wir haben unsere Lehren gezogen und würden in Zukunft bei einem ähnlichen Fall sicher zurückhaltender informieren.»

Ausgestanden ist die Sache für die beiden Polizisten Rüeegger und Nägeli damit noch nicht. Kurz nach ihren ersten Fernsehauftritten reichten die Anwälte der Jugendlichen Aufsichtsbeschwerden und eine Strafanzeige wegen Amtsgeheimnisverletzung ein. Der zuständige Staatsanwalt Hans Maurer hat die zwei angeklagten Polizisten vor kurzem befragt. «Ich werde nun prüfen, ob die beiden das Recht hatten, derart offensiv zu informieren.» Bis in zwei Monaten will er sein «Urteil» gefällt haben.

* Namen geändert

DUFT *des* SCHNEES

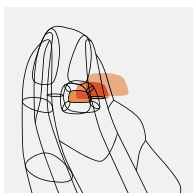
von
308 CC



3 JAHRE ODER 100 000 KM¹



¹Service. Ersatz von Verschleissteilen (exkl. Öl und Bremsflüssigkeit) und Peugeot-Assistance für 3 Jahre oder 100000 km (es gilt das zuerst Erreichte). ²Serienmässig ab Version Platinum. ³Peugeot 308 CC Sport 1.6 VTi 120 PS, CHF 36500.-. Abgebildetes Fahrzeug: Peugeot 308 CC Platinum 1.6 Turbo 150 PS, inkl. Option Perlmutter-Lackierung, CHF 44350.-.



AIRWAVE-NACKENHEIZUNG²

Die innovative Airwave-Nackenerwärmung ist in den vorderen Kopfstützen integriert und umhüllt Nacken und Kopf mit warmer Luft. Erleben Sie es selbst bei einer Probefahrt. Übrigens: Der neue Peugeot 308 CC beschert Ihnen bereits ab CHF 36500.-³ ein besonderes Fahrvergnügen – das ganze Jahr hindurch.

Neuer
308 CC

OFFEN FÜR JEDE JAHRESZEIT.





**« Wenn Sie Mut
zur Verantwortung haben –
dann machen Sie Karriere als
Wirtschaftsprüfer. »**

Dieter Widmer, dipl. Wirtschaftsprüfer,
Mitglied der Geschäftsleitung, KPMG, Zürich

Dieter Widmer geb. 1963 | verheiratet | 2 Kinder | dipl. Wirtschaftsprüfer | Treuhänder mit eidg. Fachausweis | seit 23 Jahren bei KPMG | von 1997 bis 2003 Standortleiter von KPMG in Bern | seit 2002 Mitglied der Geschäftsleitung der KPMG und seit Mai 2007 Head Advisory | seit fünf Jahren Mitglied des Geschäftsleitenden Ausschusses und des Vorstandes der Treuhand-Kammer | Er betreibt mit Freude verschiedene Sportarten und ist oft mit seinem Hund in der Natur anzutreffen |

Wirtschaftsprüfung: Wo Karrieren geboren werden. www.treuhand-kammer.ch

Linda Gwerder

Die 24-jährige Wetterfee präsentiert anstelle von Anna Maier die umstrittene Sendung «Die 10» auf dem Sender 3+. Ihre Fröhlichkeit zeichne sie aus und ihre Hände könne sie kaum ruhig halten.



«Zu wenig formbar»: Moderatorin Gwerder.

Frau Gwerder, können Sie noch an Anlässe der Prominenz gehen, ohne böse Blicke zu ernten?

Sie meinen, wegen meiner Show «Die 10» auf 3+? Aber sicher doch.

Anna Maier hat als Moderatorin abgesagt, weil sie die Show zu primitiv fand und sie ihre Berufskolleginnen nicht beleidigen wollte.

Ich konnte mir die Moderationstexte im Vorfeld ansehen und versuchte, mich in die Lage der Prominenten zu versetzen. Ich fragte mich, ob es mich stören würde, wenn ich in dieser Sendung vorkommen beziehungsweise kommentiert werden würde. Und kam zum Schluss: kein bisschen. Ich kann gut über mich selbst lachen und bin nicht empfindlich.

Sie offenbar nicht, aber andere sind da möglicherweise zarter besaitet.

Ach was, die Kommentare waren doch durchwegs positiv. Und überhaupt: Da könnten ja Viktor Giacobbo und Mike Müller überhaupt an keinen Anlass mehr gehen. Die sind viel böser.

Sie haben mit der Sendung, wenn auch nur als zweite Wahl, einen Karrieresprung gemacht: von der Lokalsender-Wetterfee zur richtigen Moderatorin.

Das mit der zweiten Wahl ärgert mich. Es ist ein Kompliment, der Ersatz von Anna Maier zu sein. Sie ist schon viel länger im Business als ich, hat viel mehr Erfahrung, und wenn man mir zutraut, das genauso gut zu können wie sie, dann ist das doch toll.

Sie hätten auch aus Stolz ablehnen können.

Weshalb denn? Die Vorteile überwiegen ganz eindeutig.

Sie haben seit Ihrer Teilnahme an der Miss-Schweiz-Wahl 2005, wo Sie den sechsten

Platz belegten, Ihre Karriere sehr durchdacht geplant.

Ich mag nicht als Miss-Schweiz-Teilnehmerin tituiert werden. Die wollen immer alle als Moderatorinnen berühmt werden, und da gehöre ich nicht dazu.

Aber Sie haben doch genau deshalb daran teilgenommen.

Richtig, aber ich wollte nicht berühmt werden in dem Sinne, dass ich mein Gesicht dauernd in der Zeitung sehen wollte. Ich wollte moderieren, das war immer mein Traum. Ich war schon als Kind von den «Tagesschau»-Sprecherinnen fasziniert. Ausserdem war mir klar, dass ich nicht gewinnen würde.

Weshalb nicht?

Ich bin zu wenig formbar, zu wenig neutral. **Als Moderatorin hätten Sie sich einfach für ein Praktikum bei einem Radio bewerben können.**

Wollte ich eigentlich auch, aber dem kam die Miss-Schweiz-Wahl zuvor.

Sie sind eben doch eine Vertreterin der Generation Casting, die ins Rampenlicht will.

Nein. Klar, ich erhoffte mir Kontakte innerhalb der Medienbranche, und die ergaben sich auch. Ich bewarb mich bei Viva, und es klappte. Da merkte ich: Das Moderieren ist meine Leidenschaft. Ich rede gerne, bin gerne auf der Bühne. Darum geht es, nicht um das Berühmtsein.

Jetzt sind Sie es doch.

Stimmt, aber ich arbeite auch hart dafür. Man hat eine ganz falsche Vorstellung von diesem Beruf, er ist nicht besonders glamourös. Man kriegt nicht dauernd Sachen geschenkt und verdient auch nicht so viel, wie oft gemeint wird. Wer bloss berühmt sein will und nichts kann, der kommt auch in dieser Branche nicht weit.

Was zeichnet Sie als Moderatorin aus?

Meine Fröhlichkeit, die man beim Reden hört.

Nicht Ihre Hände, die Sie stets gefaltet im Schoss halten?

Oh, das ist eine Macke von mir. Ich werde oft darauf angesprochen und sogar gefragt, ob ich eigentlich beten würde. Aber es geht nur darum, die Hände ruhig zu halten. Andere nehmen einen Stift.

Von der Miss-Schweiz-Kandidatin über die Wetterfee beim Lokalsender zur Moderatorin beim nationalen Privatsender 3+: Ihr nächstes Ziel kann nur eine Samstagabendkiste beim Schweizer Fernsehen sein.

Ich bin zwar mit 24 noch zu jung, aber eine eigene Sendung wäre grossartig. Am liebsten eine Reisesendung. Oder eine Unterhaltungsshow im Stil von «Wetten, dass ...?».

Linda Gwerder, geboren 1985, arbeitet als Moderatorin von «Meteonews» bei diversen Regionalsendern, bei Viva und bei Lokalradios.

«Die 10», dienstags, 20.15 Uhr auf 3+
Die Fragen stellte Bettina Weber.

Ticket-Verlosung Helge Schneider

HELGE SCHNEIDER gründet den «Cirque du Kautz» und präsentiert «WULLEWUPP KARTOFFELSUPP?». Bunte Kaskaden der Worthülsenakrobatik waren noch nie Helges Ding. Eher nüchtern und bescheiden präsentiert sich der 53-jährige Entertainer in seinem 35. Bühnenjahr.

Am 27. Mai 2009 im Volkshaus, Zürich, sowie am 30. Juni 2009 im Stadtcasino, Basel. Die Weltwoche verlost 25-mal 2 Karten für die beiden Schweizer Spieldaten.



Wie kann ein Mensch so einfallsreich sein?! Zuerst wollte Helge sich zur Ruhe setzen. Er hatte dies bei anderen Künstlern schon einmal gesehen und den Vorsatz gefasst, es ihnen gleichzutun. Jedoch schon im Voraus bekam er von diesem Getue die Nase voll und entschied sich wieder um. Wie schön für uns!

Helge war beim Arzt, und der sagte: «Machen Sie ruhig noch ein paar Jahre, was wollen Sie denn sonst tun?!» Da hat er recht.

Was sollte Helge Schneider wohl sonst tun? Fussball spielen? Zu alt. Die Musik ist sein Hobby und sein Beruf. Sparsamer kann man nicht sein. Er macht beides immer wieder gerne!

In den letzten Jahren hat der Künstler sich etwas rargemacht, aber nur zu Hause! Denn seine Tourneen sind dermassen ausufernd, dass er manchmal nicht mehr weiss, wo er sich befindet. Aber uns soll's egal sein, Hauptsache, er kommt! WULLEWUPP KARTOFFELSUPP?!

Welch ein fantastischer bunter Brei!

Helge wurde am 30. August 1955 in Mülheim an der Ruhr geboren. Deshalb wollte er zunächst Clown werden. Er verklitt sich schon als kleiner Junge als Opa. Die Schule war für ihn kein Hindernis. Er machte weder Abitur noch Ähnliches. Weil er mit Siebzehn in eine eigene Wohnung ziehen wollte, ging er von zu Hause fort. Dann kam alles Knall auf Fall! 1993 Texas und damit «Katzeklo». Jetzt «Käsebroten». Als Rollendarsteller genauso gefragt (in dem Film «Führer» zum Beispiel) wie auch vor allen Dingen auf der Showbühne als Komiker und Entertainer neben Grössen wie Johannes Heesters, der nur wenige Tage vor Schneider in demselben Konzertsaal auftritt!

Helge ist Jazzmusiker und versteht es wie kaum ein(e) andere(r), diesen «way of making music» heimlich in seine Auftritte einzuführen.

Helge hat viel zu tun und kaum Privatleben. Wenn er mal Zeit hat, ist sein Hobby Holzhacken. Er fliegt nicht und hat vor sieben Jahren aufgehört mit Rauchen. Sein Klavierspiel ist ein Produkt seiner fast fünfzig Jahre täglichen Übungsstunden.

Er geht demnächst zum Zahnarzt. Der Zahnarzt hat Interesse an ihm. Termine, Termine, Termine, das hat Helge Schneider nicht so gerne, aber er muss ja.

HELGE «Cirque du Kautz»
27. Mai 2009 im Volkshaus, Zürich
30. Juni 2009 im Stadtcasino, Basel

Weitere Informationen zu Helge Schneider finden Sie auf www.topact.ch oder www.helgeschneider.de

Weltwoche-Verlosung

Gewinnen Sie 25-mal 2 Tickets für Basel und Zürich.

Registrieren Sie sich jetzt auf www.weltwoche.ch/platinclub und mit ein wenig Glück gehören Sie schon bald zu den Gewinnern.

Teilnahmeschluss: 18. Mai 2009



open your mind.

Schneller von A nach P.

Mit dem smart finden Sie dank seiner Länge
von nur 2,69 m ohne Umweg zu Ihrem Parkplatz.

www.the-smart-class.com

Die kompakten Aussenmasse sind nicht das einzige Plus des Stadtflyters. Neben weiteren Vorteilen wie kleinstem Verbrauch, minimalem CO₂-Ausstoss, micro hybrid drive und bester Preisleistung profitieren Sie jetzt auch von unserem günstigen Leasing ab nur CHF 199.-* pro Monat.

Erleben Sie den smart bei einer Probefahrt in Ihrem smart center.

>> 10 Jahre Gratis-Service und 3 Jahre Garantie, beides bis 100 000 km.



* smart fortwo coupé mhd pure inkl. Klimaanlage, 2 Türen, 45 kW/61 PS, 999 cm³, Energieeffizienzklasse A, CO₂-Emissionen: 104 g/km (Durchschnitt aller Neuwagenmodelle in der Schweiz: 204 g/km), Treibstoffverbrauch gesamt: 4,4 l/100 km, Barkaufpreis CHF 15 910.-, 1. Leasingrate von CHF 2307.-, ab 2. Leasingrate CHF 199.- mtl., Laufzeit 48 Monate, Laufleistung 10 000 km/Jahr, effektiver Jahreszins 5,01%. Diese Leasingaktion gilt für alle smart Neuwagen bei Vertragsabschluss bis 30.06.2009, obligatorische Vollkaskoversicherung nicht inbegriffen. Mercedes-Benz Financial Services Schweiz AG gewährt keine Finanzierung, falls diese zu einer Überschuldung des Leasingnehmers führen kann. Alle Angaben verstehen sich inkl. 7,6% MwSt.

Bonuszahlungen für Familien

Von Kurt Schiltknecht — In Bern wird darüber diskutiert, wie die Geburtenrate erhöht werden könnte. Die meisten Vorschläge sind kostspielig und taugen wenig. Es fehlen Grundsatzüberlegungen.



Steigende Geburtenraten: Vater und Kind.

Es gehört heute zum guten Ton, über die Anreizstrukturen und übertriebenen Bonuszahlungen im Finanzbereich herzuziehen. Meistens ist die Kritik berechtigt. Was ursprünglich zur Leistungssteigerung und zur Förderung des unternehmerischen Verhaltens gedacht war, hat sich als eine der wichtigsten Ursachen für die Finanzmarktkrise herausgestellt. Einmal mehr hat sich gezeigt, wie komplex die Ausgestaltung von Anreizstrukturen ist. Die Reaktionen auf monetäre Anreize zu prognostizieren, ist viel schwieriger, als sich dies die meisten Leute vorstellen.

Die Liste von Fehlentwicklungen in der Wirtschaft als Folge falsch konzipierter Anreize ist deshalb lang. Umso mehr erstaunt es, dass auch die Politiker, die mit ihrer Kritik an den monetären Anreizstrukturen im Bankensystem nicht geizen, noch immer unsere Gesellschaft mit einer Vielzahl von naiv strukturierten, finanziellen Anreizen verändern wollen. Die Politiker wollen nicht zur Kenntnis nehmen, dass die in der Sozial- und Fiskalpolitik geschaffenen Anreizstrukturen mindestens so komplexe und schwierig voraussehbare Reaktionen bei den Bürgern auslösen wie die millionenschweren Options- und Aktienpläne bei den Managern.

Ein beliebtes Spielfeld der Politiker ist die Familienpolitik. Spätestens seit es unüberseh-

bar geworden ist, dass die Zahl der Geburten in den westlichen Industriestaaten nicht mehr ausreicht, um die Bevölkerungszahl stabil zu halten, entwickeln Politiker immer wieder kostspielige Ideen zur Erhöhung der Geburtenhäufigkeit.

Ausgehend von der unbestrittenen Feststellung, dass Kinder grundsätzlich eine sehr teure Angelegenheit sind, laufen die meisten Vorschläge auf eine direkte oder indirekte Subventionierung des «Kinderhabens» hinaus. Im Vordergrund stehen staatlich verordnete Kinderzulagen, steuerliche Vergünstigungen von Familien mit Kindern, Mutter- und Vaterschaftsurlaub, staatliche Kinderkrippen und Tagesschulen.

Wirkungsvolle Tagesshulen

Zurzeit diskutieren beispielsweise in Bern die Politiker, wie hoch und in welcher Form die Steuerabzüge für Familien mit Kindern sein sollen. Mit grosszügigen steuerlichen Anreizen soll die Geburtenhäufigkeit erhöht werden. Bis heute gibt es allerdings keine Studien, die überzeugend belegen, dass die Fruchtbarkeitsrate mit grossen Steuersubventionen erhöht werden kann. Von den gängigen staatlichen Massnahmen erwies sich – zumindest statistisch gesehen – die Schaffung von Tagesshulen am wirkungsvollsten.

Schenkt man den statistischen Untersuchungen Glauben, so haben auch direkte Kindergeldzahlungen eine positive Wirkung auf die Fruchtbarkeitsrate. In diesem Zusammenhang muss allerdings auch die Frage gestellt werden, ob solche Zahlungen nicht die falschen Frauen motivieren könnten, mehr Kinder zur Welt zu bringen. In den USA wurde beispielsweise festgestellt, dass minderjährige oder drogenabhängige ledige Mütter zur Verbesserung ihrer Einkünfte nicht nur ein Kind, sondern mehrere zur Welt brachten. Als Reaktion darauf wurden die Kindergeldzahlungen auf ein Kind pro ledige Mutter beschränkt. In der Folge nahm die Zahl dieser Kinder wieder ab.

Dieses Beispiel illustriert, wie Unterstützungszahlungen, statt soziale Probleme zu lindern, Fehlentwicklungen in der Gesellschaft verschärfen können. Bei zu hohen Kindergeldzahlungen besteht die Gefahr, dass sie von sozial schwachen Gruppen zur Einkommensmaximierung missbraucht werden.

Langfristige Nachteile

Die Bestrebungen, die Kinderbetreuung immer mehr aus der Familie auszugliedern und staatlich organisierten Institutionen zu übertragen, müssen hinterfragt werden. Es ist nicht auszuschliessen, dass sich aus dieser Entwicklung langfristig Nachteile für die Gesellschaft ergeben könnten. Untersuchungen zeigen immer mehr, dass das soziale Umfeld, die Familienstruktur oder die Stunden, die Eltern ihren Kindern widmen, für den schulischen, beruflichen und gesellschaftlichen Erfolg von grosser Bedeutung sind.

Einen interessanten Hinweis, wie die Geburtenhäufigkeit gefördert werden könnte, liefert die Beobachtung, dass in den Industriestaaten mit den niedrigsten Fruchtbarkeitsraten, beispielsweise in Japan, Italien oder Spanien, die Männer sich wesentlich weniger um die Kinderbetreuung kümmern als in den Industrieländern mit einer deutlich höheren Geburtenrate. Die billigste Art, die Zahl der Kinder zu fördern, würde somit darin bestehen, die Väter zu überzeugen, ihre Frauen zu entlasten und mehr von ihrer Freizeit in die Kinderbetreuung zu stecken.

Einen positiven Einfluss auf die Kinderzahl kann auch das soziale und kulturelle Umfeld oder die Kinderzahl der Nachbarn und der Freunde haben. Vor dem Hintergrund solcher Beobachtungen würde es nicht schaden, wenn die Politiker sich ab und zu mit der gesellschaftspolitischen und institutionellen Stärkung der Familie beschäftigen würden, statt immer wieder zu versuchen, mit dem Füllhorn staatlicher Gelder die Kinderproduktion zu fördern. Geld, und das gilt in der Familienpolitik genauso wie bei den Managemententscheidungen, kann nicht die einzige Richtschnur zur Gestaltung unserer Gesellschaft sein. ○

Bodenmann, der Leiermann

Von Christoph Mörgeli

Der Leiermann tut, was er am besten kann: Er dreht die Leier. Was hilft gegen wenig Wachstum und gegen einen harten Franken?, fragt Bodenmann. Der Beitritt in die EU (*Weltwoche*, 22.1.2009). Wer hat die Zeichen der Zeit erkannt? Pascal Couchepin, glaubt Bodenmann. «Im österreichischen Linz fordert er eine neue EU-Debatte in der Schweiz» (*Blick*, 26.3.2009). Warum ist die Schweiz erpressbar? Wir bleiben, so Bodenmann, ein Spielball der Grossmächte, «solange wir nicht Mitglied der EU sind». Nichts sei heute angezeigter als ein umgehender EU-Beitritt, meint Bodenmann (*Weltwoche*, 5.2.2009). Denn in Wahrheit, resümiert Bodenmann, sterbe der Alleingang der Schweiz seit 1992 «einen quälend langsamen Tod» (*Weltwoche*, 5.3.2009).

Der Leiermann dreht die Leier. Um die Schweiz für den EU-Beitritt weichzuklopfen, prügelt Bodenmann mit Österreich auf uns ein. Seit Jahren: «Die Schweiz stagniert. Das einstige Armenhaus Irland hat uns wirtschaftlich überholt. Österreich wird uns nächstens überholen» (*Blick*, 6.10.2004). «Die Iren haben bereits mehr Kaufkraft als die Schweizer. Die Österreicher werden uns nächstens wirtschaftlich überholen. Der Alleingang war, ist und bleibt ein Flop» (*Blick*, 29.12.2004). «Sind 13 Jahre Nullwachstum bei den Löhnen nicht genug? Müssen uns nicht nur die Iren, sondern auch die Österreicher überholen?» (*Weltwoche*, 6.1.2005). «Wenn es so weitergeht, werden in fünf Jahren die wirtschaftlich stärkeren Österreicher Witze über die Schweizer machen» (*Blick*, 17.3.2004).

Fünf Jahre sind vorbei. Die Leier dreht noch immer. Peter Bodenmann predigt weiter den österreichischen Weg: EU-Beitritt plus Euro. «Das Resultat: 32 Prozent reales Wachstum» (*Weltwoche*, 22.1.2009). Über Irland schweigt inzwischen der Walliser Makroökonom. Denn Irland ist faktisch pleite. Trotz EU-Beitritt. Und wie steht es um Österreich? Neben Irland und Island sei Österreich eines jener Länder, die mehr als alle anderen vom Staatsbankrott bedroht seien. Sagt der Ökonom und Wirtschafts-Nobelpreisträger Paul Krugman.

Osteuropa schuldet österreichischen Banken 293 Milliarden Euro. Das entspricht beinahe dem eigenen Bruttoinlandsprodukt. Wenn Ungarn, Tschechien, die Ukraine oder Polen kippen, kippt der Wiener Finanzplatz. Und mit ihm der Euro. Doch der Bodenmann dreht weiter seine Leier.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Undank ist des Kaspars Lohn

Von Peter Bodenmann — Kaspar Villiger kassiert neu von der UBS gleich viel Geld wie seine Partei bisher von der UBS erhalten hat.



Indirekte Finanzierung: Kaspar Villiger.

Einer der Architekten des Niedergangs des Freisinns war Kaspar Villiger. In der Zeit als Chef EMD inszenierte 1991 sein Alter Ego Daniel Eckmann die patriotische 700-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft. Im Zentrum standen Gamellen und Bratwürste statt Grips und Chips. Villiger hat atmosphärisch das knappe Volks-Nein zum EWR vorbereitet. Zusammen mit den Grünen. Ohne je die geringste Verantwortung dafür übernommen zu haben. Wie die Grünen.

In der Schweiz hingen die bürgerlichen Parteien in den letzten Jahrzehnten direkt und indirekt an der Nadel der Grossbanken. So bekamen CVP, FDP und SVP für die Aufrechterhaltung ihrer politischen Apparate jedes Jahr einen hohen sechsstelligen Betrag von der UBS. Indirekt finanzierten die Grossbanken zusammen mit der Chemie alle für sie wichtigen Abstimmungskämpfe mit Millionen. Für die und anstelle der bürgerlichen Parteien.

Der Kauf von amerikanischen Gammelfleisch-Papieren war eine Fehlinvestition. Nicht so der Kauf der bürgerlichen Parteien: Ohne jede Bedingung halfen Bund und Nationalbank der UBS mit rund 50 Milliarden Franken.

Zurzeit jagt ein Ereignis das nächste: Die UBS bekam mit Oswald Grübel einen neuen Chef. Und mit Kaspar Villiger ein neues Aushängeschild. 2500 Angestellte verlieren ihren

Arbeitsplatz. Weitere werden folgen. Die UBS stellt die Direktzahlungen an jene Parteien ein, welche die Grossbank auflagenfrei vor dem absehbaren Untergang gerettet haben. Nicht verzichtet wird auf Boni für die staatlich geretteten Banker.

In der Not beginnen einige Freisinnige über die staatliche Finanzierung der Parteien nachzudenken. Das Volk soll neu jene Parteien mitfinanzieren, die seine Interessen zu vertreten haben oder hätten. Eigentlich logisch. Wir bezahlen die Kehrtafelabfuhr, warum nicht auch die politische Willensbildung?

Kaspar Villiger bezieht neu so viel Lohn, wie seine FDP bisher an Direktzahlungen von der UBS erhalten hat. Und schießt jetzt der eigenen Partei gleich zweimal in die unterfinanzierten Beine. Erstens befindet Villiger den bereits vor seinem Amtsantritt gefällten Finanzierungsstopp für richtig. Und zweitens ist er auch noch gegen staatliche Hilfen für Parteien, weil diese die FDP vom Staat abhängig machen würden.

Villiger dixit: Geld macht abhängig. Geld von der UBS noch mehr als Geld vom Staat. Das Raffinierte: Die UBS wird weiterhin Think-Tanks und Kampagnen finanzieren. Und macht über diese indirekte Finanzierung des Politischen die bürgerlichen Parteien noch abhängiger. Sapperlot!

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

«Nichts ist so perfekt wie Wasser.
Ich liebe Wasser.» Barbara Becker



Y&R GRUPPE

Wasser ist mit nichts zu vergleichen. So frisch, so sanft und trotzdem kraftvoll. Wasser, das ist natürliche Reinheit. Erleben Sie das Prinzip Wasser mit Geberit AquaClean.

www.i-love-water.ch oder 0800 432 432 (kostenlos)

Geberit AquaClean
Das WC, das Sie mit Wasser reinigt.



Kommen Sie auf unsere Seite.

Ist es nicht Zeit für eine berufliche
Vorsorge ohne Risiko?



100 % Sicherheitsgarantie / Berufliche Vorsorge

Mit unserer Vollversicherung erhalten Sie eine berufliche Vorsorgelösung, auf die Sie sich als KMU auch in turbulenten Zeiten auf dem Finanzmarkt verlassen können. So sind die Vorsorgegelder Ihrer Mitarbeitenden zu keinem Zeitpunkt dem Kapitalmarktrisiko ausgesetzt – und dennoch ist die Lösung individuell auf Ihre betriebsspezifischen Bedürfnisse zugeschnitten. Wir beraten Sie gerne persönlich unter 0800 809 809 oder axa-winterthur.ch

 **winterthur**
Vorsorge / **neu definiert**

Schrauben, Aufpumpen, Zuspitzen

Von Kurt W. Zimmermann — In fünf Minuten vom Laien zum Medienprofi. Ein kleiner Grundkurs in praktischem Journalismus.



Steigerungsfähig: Bundesrat Couchepin.

Wir leben in einer skandalösen Welt. Eben erst platzte der Biasca-Skandal im Eishockey (*Neue Luzerner Zeitung*). Zudem flog der Dioxin-Skandal im Hirschacker auf (*Basler Zeitung*), dazu der Prügel-Skandal der Solothurner Polizei (*Berner Zeitung*), der Pflegeheim-Skandal vom Entlisberg (*Tages-Anzeiger*) und der Rekrutenschul-Skandal in Bière (*Blick*).

Es handelt sich bei allen um riesige Skandale. Dennoch haben wir normale Zeitungsleser ihren skandalösen Skandalismus gar nicht richtig mitbekommen. Er ging im Meer der Skandale unter. Allein seit Anfang dieses Jahres fiel das Wort «Skandal» in unserer Presse 1450-mal.

Wir sind damit auf dem Feld der Aufmerksamkeitsökonomie. Medien kämpfen untereinander nicht primär um Auflagen und Publikumszahlen. Sie kämpfen um Aufmerksamkeit.

Der Kampf um Aufmerksamkeit, das macht ihn speziell, ist eine rein journalistische Domäne. Hier können die Marketingspezialisten aus den Verlagsetagen nichts ausrichten. Geld spielt auch kaum eine Rolle. Aufmerksamkeit entsteht durch Inhalte, verdichtet in Storys und Schlagzeilen. Je sensationeller und kontroverser die Inhalte, um so höher die Chance auf Aufmerksamkeit.

Dies führt unvermeidlich zur Eskalation und Dramatisierung. Der Inhalt muss sich von einer simplen Nachricht durch einen sogenannten Spin abheben – also etwas, was ihn

emotionaler macht. Die tiefste Eskalationsebene ist in der Regel der «Wirbel um...». Die nächsten Steigerungsstufen sind dann der «Konflikt um...», der «Krach um...», die «Affäre um...», die «Krise um...» und der «Skandal um...».

In drei Schritten zum Aufmacher

Die Erzeugung des Skandals entsteht durch ein dreistufiges Modell der journalistischen Alltagsarbeit, bei dem wir auch einen kleinen Einblick in die Journalistensprache bekommen. Es beginnt erstens mit dem Schrauben, auch Drehen genannt. Dann folgt zweites das Aufpumpen, auch Aufblasen genannt. Zum Schluss folgt das Zuspitzen, auch Schärfen genannt.

1 — Das Schrauben: Hier wird der Story ein Dreh verpasst. Wenn etwa Bundesrat Couchepin ein neues Gesundheitsgesetz prüft, besteht das Schrauben meist im Aufbau von Gegenpositionen. Der Journalist klappert dann ein Dutzend politische Gegner von Couchepin ab, dazu den Preisüberwacher, vier Experten und einen Soziologen. Manche sind gegen das neue Gesetz, auch wenn sie vorher noch nie davon gehört hatten. «Riesenwirbel um Couchepin-Pläne» ist nun als erster Aufmacher sauber gestützt.

2 — Das Aufpumpen: Hier wird die Story im zweiten Schritt auf die höhere Ebene geschoben. Der Journalist klappert nun alle Pressesprecher, Lobbyisten, PR-Berater und Beamten ab, die er im Bundeshaus kennt. Er fragt, wie Couchepins geplantes Gesetz im Bundesrat diskutiert worden sei. Er bekommt zwei Andeutungen zu hören, Kollegin Leuthard sei etwas überrascht und mit dem Gesetz nicht hundertprozentig glücklich. «Riesenkrach im Bundesrat – Couchepin unter Druck» ist nun als Aufmacher sauber gestützt.

3 — Das Zuspitzen. Hier wird die Story auf ihr finales Potenzial ausgetestet. Ideal ist nun das Auftauchen einer Aktennotiz, die man als «Geheimpapier» deklarieren kann. Sehr hilfreich ist eine öffentliche Äusserung oder ein Interview eines anderen Bundesrats zu Couchepins Ideen. Ideal ist eine kleine Indiskretion wie diese, dass Parteikollege Merz als Einziger vorab von den Gesetzesplänen Kenntnis hatte. Mindestens ein Aspekt davon trifft fast immer zu. «Staatskrise – Regierung völlig gespalten» ist nun als Aufmacher sauber gestützt.

Neben dem Aufmacher steht an diesem Tag ein gepfeffert Kommentar des Chefredaktors über das definitive Ende des Kollegialitätsprinzips. Titel: «Mehr als ein Skandal».

«Tag der Arbeit» ohne Arbeit

Von Peter Keller

Nur vier Feiertage gelten in der gesamten Schweiz: Weihnachten, Neujahr, Auffahrt und der 1. August. Alle anderen liegen in der Kompetenz der Kantone. Während in katholischen Gebieten Anfang Dezember Mariä Empfängnis begangen wird, gehört traditionell der 1. Mai zu den Feiertagen in den mehr städtisch geprägten Landesteilen.

Nun steht der 1. Mai, der «Tag der Arbeit», wieder an. Dass an diesem Tag der Wert der Arbeit durch Nichtarbeit gewürdigt wird, ist für einen aussenstehenden Beobachter etwa so mysteriös wie für einen Nichtkatholiken der Prozessionszug an Fronleichnam, mit dem die leibliche Gegenwart Jesu Christi im Sakrament der Eucharistie begangen wird. Aber Mysterien braucht man nicht zu verstehen.

Als besonders umtriebig erscheint jedes Jahr das Zürcher 1.-Mai-Komitee – und damit sind nicht die ritualisierten Begleitrandale gemeint. Zum Politprogramm 2008 zählte unter anderem ein «Crashkurs Marxismus». Dauer der «Lektionen», wie es im Begleittext heisst, vierzig Minuten. Eine dieser Lektionen drehte sich um das Thema «Sozialstaatliche Repression im Dienst des globalisierten Kapitalismus». Supertitel. Was der Referent damit meinte: Wer Sozialhilfe beziehe und als «arbeitsfähig» eingestuft werde, könne «zum Arbeiten gezwungen werden». Es bestehe sogar ein «Bildungs- und Bewerbungszwang». Schlimm, schlimm. Da bist du endlich frei von Arbeit, und schon kommt die Repression um die Ecke und der globalisierte Kapitalismus und versucht dich in den Arbeitsmarkt oder in die Weiterbildung zu scheuchen.

Das Politprogramm zum «Tag der Arbeit» 2009 geht den Weg Richtung Arbeitsfreiheit konsequent weiter. Unter dem orthografisch etwas eigenwilligen Titel «Schufften und doch kein Geld» verlangen die Programmverantwortlichen ein «bedingungsloses Grundeinkommen» für alle. Jeder soll ohne Ansehen der persönlichen Verhältnisse, ob mit oder ohne Erwerb, «ein Einkommen für sein Leben in Selbstbestimmung und kultureller Teilnahme auf bescheidenem, aber nicht notleidendem Niveau» erhalten.

SP-Ständerätin Anita Fetz lobt, mit diesem Ansatz sei vielleicht «Gerechtigkeit für alle» möglich. Und nebenbei könnte man den «Tag der Arbeit» endlich als das begehen, was er heute schon ist: als «Tag der Nichtarbeit».

Im Internet

www.weltwoche.ch/wortkontrolle

Leserbriefe

«Der «Pass 2010» macht alle zu Verdächtigen.» *Peter Aebersold*

Schengen bringt die totale Überwachung

Nr. 16 – «Schütze uns vor dem Datenschutz»; Alex Baur über den biometrischen Pass

Der Bundesrat begründet den Zwang zur Abgabe von biometrischen Daten für den neuen «Pass 2010», über den am 17. Mai 2009 abgestimmt wird, mit dem Schengen-Abkommen. Bei der Schengen-Abstimmung köderte man uns mit der Abschaffung der Grenzkontrollen. Eine Tatsache ist, dass jede Person, die inskünftig den mit einem RFID-(Radiofrequenz-Identifikations-)Chip mit Antenne versehenen «Pass 2010» auf sich trägt, nicht nur an der Grenze, sondern überall mittels Fernabfrage unbemerkt registriert werden kann. Schengen bringt somit nicht weniger Kontrollen, sondern im Gegenteil die totale Big-Brother-Überwachung, den «gläsernen» Bürger. Fingerabdrücke wurden bisher nur Verbrechern abgenommen. Mit dem Fingerabdruck-Zwang für den «Pass 2010» wird jedermann zum potenziellen Täter und Verdächtigen gemacht. Die zentrale, obligatorische Speicherung von Fingerabdrücken verstösst laut einem kürzlich gefällten Urteil des Gerichtshofs für Menschenrechte in Strassburg gegen die Europäische Menschenrechtskonvention.

Peter Aebersold, Zürich

Im Zusammenhang mit der Einführung des biometrischen Passes wird zurzeit heftig über Fingerabdrücke und Bilder diskutiert, die künftig auf einem Chip gespeichert werden sollen. Doch bei biometrischen Systemen werden in der Regel bloss einige spezifizierte Erkennungsmerkmale gespeichert. Dies sind bestimmte Punkte (sogenannte Minuzien), die aus dem Fingerabdruck extrahiert werden. Dies wird vor allem auch gemacht, weil einerseits das Speichern des gesamten Bildes eines Fingerprints in einem Chip aus Platzgründen gar nicht möglich ist und weil andererseits das Vergleichen von Bildern beim Scannen viel zu fehleranfällig und zu langsam wäre. Fazit: Es ist gar nicht möglich, aus den gespeicherten Daten den Originalfingerabdruck oder ein komplettes Gesichtsbild zu rekonstruieren, weil nur einige Fixpunkte gespeichert sind.

Marcel Tujetsch, Reichenburg

Kleinkarierter Literaturmarkt

Nr. 16 – «Die Indianer schreiben zurück»; Peter Keller über den Schriftstellerstreit

Peter Keller beschreibt die Mentalität unserer «Literaten» sehr gut. Den meisten von ihnen ist der Schweizer Literaturmarkt zu kleinkariert, man sucht den Erfolg in Deutschland. Peter von Matt bringt es auf den Punkt:

«Schweizer Schriftsteller, die in Deutschland nicht ankommen, haben auch bei uns längerfristig keine Chancen.» Um in Deutschland anzukommen, muss man sich dort offensichtlich anbieten und ideologisch andienen. Am besten dadurch, dass man die Schweiz schlechtmacht. Nur dann stimmen Prestige, Karrierehoffnungen und Kasse. Eigenartig ist nur, dass diese literarischen Miesmacher oft und sehr gerne von schweizerischen Kulturgeldern profitieren. So finanzieren wir deren internationale Verunglimpfungen. Die Lösung wäre einfach: Geben wir diesen Karriere-Literaten kein Brot mehr. Dann können sie auf eigene Kasse singen, was sie wollen. *Roland Burkhard, Bern*



Sind wir alle nur noch Schafsköpfe?

Nr. 16 – «Auf drei Augen blind»; Silvio Borner über die Wurzeln der Krise

Jede Art der Realwirtschaft mit der Zweckbestimmung, die materiellen Bedürfnisse der Gesellschaft zu befriedigen, ist moralisch. Umso erfreulicher die Schlussfolgerung aus dem Urteil, dass es dem Schweizervolk an Unrechtsbewusstsein mangelt, weil es sich eben moralisch verhält. Wirtschaftswissenschaft aus der Hochschule von St. Gallen lehrt: Gier ist geil. Und: Mit der Beteiligung am Spiel im globalen Spielcasino der Finanzwirtschaft nach Formeln von Nobelpreisträgern kann man erheblich mehr gewinnen als mit Realwirtschaft. Wir, der Realwirtschaft verhaftete Schweizer, sind also elende Trottel. Und das

muss wohl so sein; denn anders würde die studentische Jugend in St. Gallen ihren Lehrern gegenüber die Revolution ausrufen. Aber wie äussert sich jugendliche Vernunft unter den immerhin volljährigen und stimmberechtigten Studenten? Haben wir denn alle nur noch Schafsköpfe? *Gerbert Kern, Binningen*

Verlogene Vereinigung

Nr. 16 – «Mächtige Heuchler»/«Editorial»; Markus Somm und Roger Köppel zur G-20

Die Analyse von Roger Köppel und die Recherche von Markus Somm machen deutlich, dass es sich bei der G-20 um eine verlogene und äusserst gefährliche Vereinigung handelt. Die Eigeninteressen der Mächtigen und derer, die sich mächtig glauben, stehen im Vordergrund. Eine Lektüre der *Weltwoche* dürfte Barack

Obama und Gordon Brown nicht schaden, und Übersetzer hat es in Washington und London genug. Peer Steinbrück, der keinen Übersetzer nötig hätte, ist dispensiert. Er wird erst erwachen, wenn noch mehr tüchtige Deutsche ihr Land verlassen haben. *Wolfgang Sidler, Luzern*

Läppische Gründe

Nr. 16 – «Bis dass das Bett euch scheidet»; Beatrice Schlag über getrennte Ehebetten

Psychologen und Schlaf Forscher sind verbildet, wenn sie getrennte Betten und Schlafzimmer befürworten. Dazu noch aus solch läppischen Gründen. Wie vertragen sich solche Paare im Alltag, wo es noch und noch Konfliktmöglichkeiten gibt? Diese bleiben wirklich besser Singles. *Elisabeth Wüthrich, Fraubrunnen*

SONY

200 Bilder pro Sekunde. Für ein Erlebnis wie im Stadion.

Jede Bewegung, jedes Dribbling, jedes noch so kleine Detail: Gestochen scharf, dank dem neuen BRAVIA Z4500 Flachbildfernseher mit Motionflow 200Hz Technologie. www.sony.ch/bravia

„Sony“, „BRAVIA“ und „200Hz Motionflow“ sind eingetragene Warenzeichen der Sony Corporation, Japan.



BRAVIA

Motionflow
200Hz



Nur für kurze Zeit: Jetzt einen BRAVIA Fernseher mit Motionflow-Technologie kaufen und CHF 250.- bzw. CHF 500.- sparen!*

* Preisnachlass von CHF 500.- beim Kauf eines 200Hz-Modells bzw. von CHF 250.- beim Kauf eines 100Hz-Modells (z.B. BRAVIA KDL-40Z4500 mit 200Hz: Unverbindliche Preisempfehlung CHF 2813.- abzüglich CHF 500.-; Endverkaufspreis CHF 2313.-. Preise können im Handel variieren). Im teilnehmenden Fachhandel vom 20. 4. 2009 bis 30. 6. 2009. Weitere Infos unter www.sony.ch/bravia.

Aufschwung in weiter Ferne

Eine Diagnose der Schweizer Wirtschaft zeigt: Die Talsohle ist noch nicht durchschritten, und die Arbeitslosigkeit wird steigen. Dafür werden Immobilien billiger, und die Zuwanderung nimmt ab.
Von Carmen Gasser und Helmut Germer (Infografiken)



«Prognosen sind schwierig»: Aymo Brunetti.

Manche Ereignisse stehen symptomatisch für das, was später noch kommen wird. Der 1. Oktober 2008 war so ein Tag, als die Schuldenuhr der USA am New Yorker Times Square stillstand. Fast 20 Jahre lang war sie tadellos gelaufen, doch auf einmal machte sie keinen Wank mehr. Der Grund lag darin, wie sich später herausstellte, dass die Staatsschulden erstmals in der Geschichte der USA die Marke von 9 999 999 999 999 Dollar überschritten hatten und der digitalen Anzeige schlicht die zusätzlich benötigte Ziffer fehlte. Mit einer solchen Verschuldung hatten die Erfinder nicht gerechnet: Die globale Finanzkrise war an ihrem Höhepunkt angelangt.

Mittlerweile ist die Weltwirtschaft aus dem Takt geraten. Zwar hatten Ökonomen noch gehofft, einige Regionen und Länder könnten sich von den Turbulenzen auf den internationalen Finanzmärkten abkoppeln. Doch dies blieb Wunschvorstellung, und heute steht fest: Der Abschwung der Weltwirtschaft verläuft synchron. Bereits haben der Internationale Währungsfonds (IWF), die OECD und die Weltbank für 2009 eine globale Rezession ausgerufen. Mittlerweile bestätigt: Die Schweiz befindet sich in einer Rezession.

Niemand hatte mit einer derartigen Finanzkrise gerechnet. Also musste hierzulande in den letzten Wochen und Monaten ein Kon-

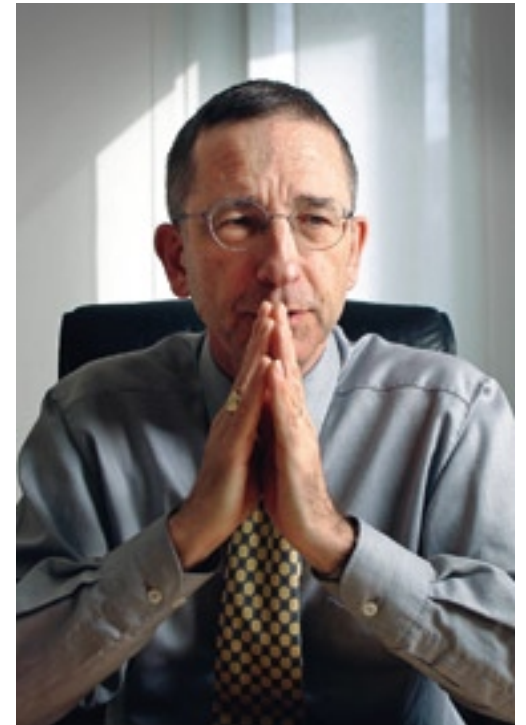
junkturforschungsinstitut nach dem anderen seine Wachstums-Prognosen für 2009/2010 nach unten revidieren. Dafür sind sich die führenden Auguren der Schweiz nun einig wie selten. Das Konjunkturforschungsinstitut der ETH (KOF), die Nationalbank und das Staatssekretariat des Bundes (Seco) gehen von einem Rückgang des Bruttoinlandsprodukts (BIP) um 2,5 bis 3 Prozent für 2009 aus. Eine nackte Zahl, die, um richtig gedeutet werden zu können, mit der Vergangenheit verglichen werden muss.

Werfen wir also einen Blick auf die Krisen, welche die Schweiz im 20. Jahrhundert zu bewältigen hatte. In den Jahren nach der Grossen Depression 1931/32, die von manchen Ökonomen gerne zum Vergleich mit der derzeitigen Krise herangezogen werden, sank das BIP im Jahresdurchschnitt um 2,6 Prozent, in den Kriegsjahren 1940/43 gar um 3,4 Prozent. Die schwerste Rezession allerdings erlebte die Schweiz während des Ölschocks 1975, mit einem Rückgang des BIP um ganze 6,7 Prozent. So gesehen ist ein Minus von rund 3 Prozent in diesem Jahr, ein mittelschwerer Bombeneinschlag.

Am stärksten betroffen von den Druckwellen des weltweiten Konjunktüreintruchs ist der Schweizer Export. Dieser verursachte mit einem Rückgang von 28,5 Prozent den grössten Einbruch des BIP im letzten Jahr. «Ein



«Schlechte Vorzeichen»: Bernd Schips.



«Rückwanderung wird steigen»: Thomas Daum.

schlechtes Vorzeichen», so Bernd Schips, emeritierter Professor und ehemals Direktor des Konjunkturforschungsinstituts KOF der ETH. «Aus den Erfahrungen früherer Rezessionen haben wir gelernt, dass sich Probleme, von denen zuerst primär die Exportwirtschaft betroffen war, in der gesamten Wirtschaft fortpflanzen werden.»

In der Tat sind längst nicht mehr nur exportorientierte Unternehmen von dem weltweiten Konjunktüreintruch betroffen. Die Bestellungseingänge der Industrie befinden sich seit Herbst 2008 im freien Fall. Die Wertschöpfung von Unternehmen liegt im Ausrüstungsinvestitionssektor bei minus 17,3 Prozent, im Finanzsektor bei minus 12,6 Prozent, in der verarbeitenden Industrie bei minus 4,2 Prozent. Nur der Handels-, Transport- und Kommunikationssektor lieferten mit plus 4, 2,5 und 1 Prozent positive Wachstumsbeiträge zum BIP.

Umso dringlicher die Frage: Gibt es bereits Licht am Horizont? Ist eine Trendwende absehbar? Entwarnung will derzeit niemand geben. «Die Wirtschaft wird sich erst dann erholen, wenn die internationalen Geldmärkte wieder funktionieren», fasst Aymo Brunetti, Chefökonom des Staatssekretariats, die Situation zusammen. Das sei noch nicht der Fall. «Deshalb sind die Prognosen im Moment auch sehr schwierig.» Bernd Schips geht noch weiter:

«Wir haben in der Schweiz die Talsohle noch nicht erreicht», und weist darauf hin, dass die Konjunkturbelebungsmaßnahmen des Bundes, wie auch jene Deutschlands und der USA, erst kürzlich beschlossen wurden und wohl erst in drei viertel Jahren greifen werden.

Zu spät, meint Schips, und holt als emeritierter Freigeist gleich noch zum Seitenhieb gen Bern aus. «Der Bundesrat hätte viel früher mit den Vorbereitungen für die Konjunkturstützungsmassnahmen beginnen müssen.» Und nicht erst dann, wenn wir uns mitten in der Krise befinden. Diesen März hatte der Bundesrat ein Paket von 700 Millionen Franken geschnürt, für Investitionen in Infrastrukturprojekte wie Schienenunterhalt, Lärmschutz, Spurausbau, Natur- und Landschaftsschutz oder die Förderung von Fernwärmeprojekten. Ein halbes Jahr verspätet, nachdem im September 2008 mit dem Kollaps der Bank Lehman Brothers die Finanzkrise ihren Höhepunkt erreicht hatte. Zudem, so ist aus Bern zu hören, sei £ nun zwar endlich das Geld gesprochen worden, doch die Projekte fehlten. Händeringend würde man nach Investitionsprojekten suchen, die eigentlich fertig aus der Schublade gezogen werden müssten.

Arbeitslosigkeit wird sich verschärfen

Frühestens 2010 soll es mit unserer Wirtschaft wieder bergauf gehen. Bis es so weit ist, wird sich allerdings die Arbeitslosigkeit massiv verschärfen. Thomas Daum, Direktor des Arbeitgeberverbands, hat dieses Phänomen analysiert. «Die letzte Rezession hat gezeigt, dass Entlassungswellen der wirtschaftlichen Entwicklung stets hinterherhinken.» Oder anders formuliert: Geht es mit der Wirtschaft bereits wieder aufwärts, dann erreicht der Arbeits-



«Fette Jahre sind vorbei»: Donato Scognamiglio.

markt erst seinen Tiefpunkt. Das Departement von Wirtschaftsministerin Doris Leuthard prognostiziert für 2010 einen Anstieg der Arbeitslosenzahlen von derzeit 134 000 Arbeitslosen auf weit über 200 000 (5,2 Prozent). Damit wäre der Stand von 1997 erreicht. Damals war die Rezession, welche Anfang der neunziger Jahre begonnen hatte, schon dem Ende nahe, doch die Arbeitslosenzahlen erreichten ihren Höhepunkt.

Weniger Jobs: Einwanderung nimmt ab

Noch versuchen viele Betriebe, Entlassungen zu umgehen. «Mitte Oktober haben die ersten Firmen mit Kurzarbeit angefangen, um Entlassungen hinauszögern zu können», so Thomas Daum. Rund 800 Firmen meldeten im Januar Kurzarbeit an. Tornos, Dätwyler, Sia Abrasives, Schmolz + Bickenbach, Komax, Rietter, Ems, Clariant – und täglich kommen weitere hinzu. Immer schneller dreht sich die Spirale. Mittlerweile hat auch der Bundesrat reagiert und die maximale Bezugsdauer für Kurzarbeit von 12 auf 18 Monate erhöht.

Eine interessante Entwicklung fällt auf: Entgegen den Befürchtungen gewisser Seiten ist die Einwanderung aufgrund des geringeren Jobangebots seit drei Monaten rückläufig. Laut Bundesamt für Migration (BFM) wurden in den ersten drei Monaten des Jahres 39 500 unbefristete B- und befristete L-Bewilligungen für Ausländer erteilt. 2009 waren es 28 580. Im Kanton Zürich ist die Zuwanderung aus Deutschland um rund 60 Prozent eingebrochen. Ob dieser Trend auch in den kommenden Monaten anhalten wird, kann Jonas Montani, Pressesprecher vom Bundesamt für Migration, nicht voraussagen. Thomas Daum vom Arbeitgeberverband hingegen ist davon überzeugt. Seiner Meinung nach wird es auch eine Rückwanderung geben, da viele Ausländer, die bereits in der Schweiz gearbeitet hätten, arbeitslos geworden seien. «Die meisten sind jung, ohne Familie und daher flexibel, was eine Rückwanderung begünstigt.»

Einen weiteren Lichtblick gibt es derzeit auf dem Arbeitsmarkt. Einige Grossunternehmen schaffen noch immer neue Stellen. Novartis und Nestlé beispielsweise haben mehr als 300 offene Stellen, wie das Wirtschaftsmagazin *Bilanz* kürzlich erhob. ABB wird in den nächsten drei bis fünf Jahren bis zu 250 Stellen für Maschineningenieure, Verkaufsingenieure und Elektrotechniker im neuen Halbleiterwerk in Lenzburg schaffen, bei Lidl gibt es rund 700 Stellen in den neuen Filialen schweizweit, Postfinance und Raiffeisen werden rund 150 neue Jobs für Bankfachleute schaffen. Besonders gute Chancen auf dem Markt haben nach wie vor Software-Ingenieure und -Entwickler sowie Ausgebildete in wenig konjunktursensiblen Bereichen wie dem Gesundheitssektor, der öffentlichen Verwaltung und der Infrastruktur. «Man darf nicht vergessen, dass die-

ser Bereich einen erheblichen Teil der Erwerbsbevölkerung ausmacht», so Daum.

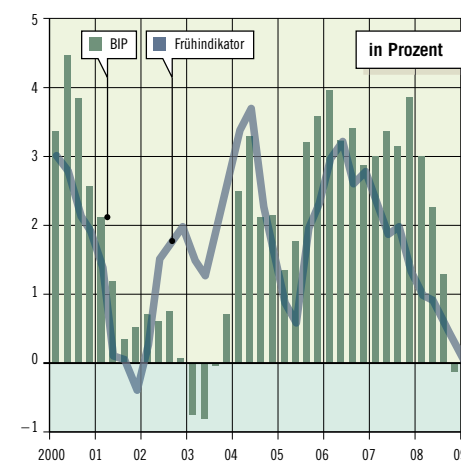
Hohe Arbeitslosenzahlen stellen aber ein weiteres Risiko dar: Angesichts anhaltender Entlassungswellen und der Arbeitsplatzsorgen könnten Herr und Frau Schweizer in Zukunft weniger konsumieren. Was gefährlich wäre. «Der Schweiz geht es im Vergleich zum Ausland gerade deshalb etwas weniger schlecht, da der Konsum noch zu stützen vermag», so Aymo Brunetti, Chefökonom des Staatssekretariats.

Ein starker Einbruch könnte, gepaart mit einem wirtschaftlichen Abschwung, einem Sinken der Preise und niedrigeren Einkommen, in die Deflation führen. Ein Schrecksgespens, das selbst den zurückhaltenden Nationalbankpräsidenten Jean-Pierre Roth dazu veranlasste, Interventionen am Devisenmarkt zu starten. Zum ersten Mal seit 15 Jahren. Es gehe darum, den Deflationsgefahren dezidiert

Bruttoinlandsprodukt

Entwicklung des BPI

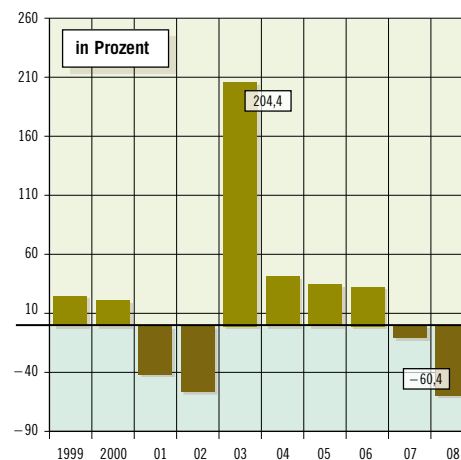
Nachdem auch die Schweizer Realwirtschaft in den letzten Monaten die weltweite Krise deutlich zu spüren bekam, gehen die meisten Ökonomen von einem Rückgang des BIPs für 2009 von über 2 Prozent aus.



Gewinnwachstum

von Schweizer Unternehmen

Die Gewinne der Schweizer Unternehmen gingen 2008 stärker zurück als im Krisenjahr 2002. Die publizierten Zahlen fielen auf breiter Front schlechter aus, als erwartet. Besserung ist noch keine in Sicht.



Quelle: ZAG, SIB

zu begegnen, begründete er diese aussergewöhnliche Aktion mit offenem Ausgang.

In Ökonomenkreisen in Bern geht die Angst um: Eine Inflation kann durch hohe Zinsen in den Griff bekommen werden, doch eine schwere Deflation sei kaum zu bekämpfen. Und eine Situation wie in Japan während der neunziger Jahre gelte es um jeden Preis zu verhindern. Trotz intensiver Bemühungen kam das Land der aufgehenden Sonne über mehr als ein Jahrzehnt nicht aus der Deflation heraus.

Bereits heute wird in der Schweiz im Vergleich zu 1998 bis 2001 deutlich weniger konsumiert. Damals lag das Konsumwachstum der privaten Haushalte bei durchschnittlich 2,3 Prozent. Zwischen 2004 und 2008 hingegen nur mehr bei 1,8 Prozent. Der Bund macht niedrigere Lohnabschlüsse und steigende Arbeitslosigkeit dafür verantwortlich. Die Konsumentenstimmung indes, einer der besten Indikatoren für das kommende Konsumverhalten der Schweizer, verdüsterte sich während vier Quartalen in Folge. Immerhin: Noch liegen die Tiefpunkte vergangener konjunktureller Krisen in weiter Ferne. Zudem ist die Stimmung der Schweizer verglichen mit US- und EU-Bürgern auf wesentlich höherem Niveau (siehe Grafik «Konsumentenstimmung»). In den USA ist man mittlerweile deutlich unter dem Tiefpunkt von 1992 angelangt.

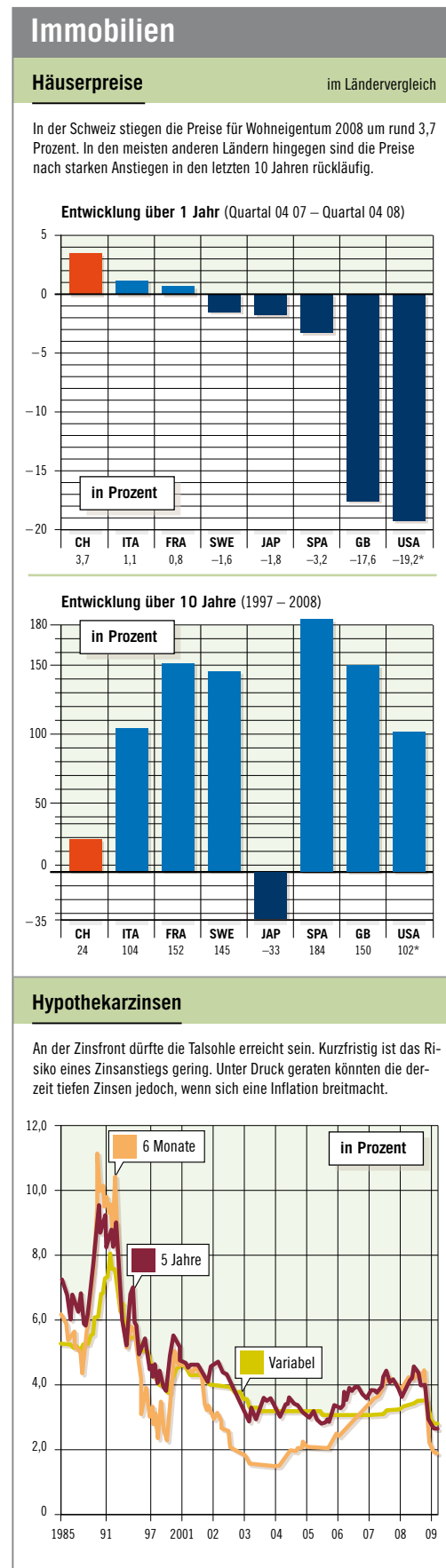
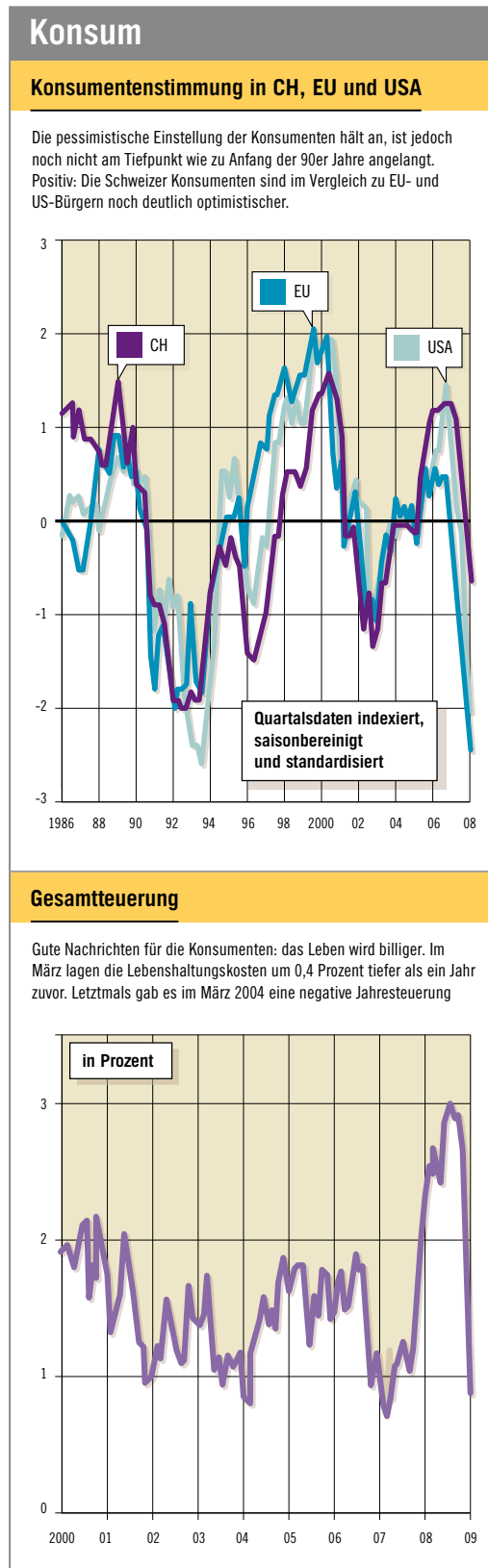
Konjunkturpaket wahrscheinlich

Kein Wunder also, denkt der Bundesrat derzeit über ein drittes Konjunkturpaket nach. Über Ausmass und Details hüllt man sich in Schweigen. Aus Bern heisst es nur: Kommen die Politiker und Ökonomen zur Erkenntnis, dass sich die Schweizer Wirtschaft tatsächlich in einer schweren Rezession befindet, wird im Juni sicher ein umfangreiches Paket vorgestellt, das speziell auf den Konsum fokussieren soll. Angedacht werden unter anderem Steuererleichterungen, Gutscheine oder die Übernahme von Krankenkassenprämien.

Bis es so weit ist, gibt es für Konsumenten zumindest an der Preisfront einige wenige Lichtblicke. Im März 2009 lagen die Lebenskosten gemäss dem Bundesamt für Statistik um 0,4 Prozent tiefer als ein Jahr zuvor (siehe Grafik «Gesamtteuerung»). Auch für die nächsten Monate erwarten Ökonomen sogenannte negative Inflationsraten. Das Bundesamt für Statistik rechnet im Jahresmittel mit einem Minus von 0,2 Prozent, die Nationalbank sogar mit minus 0,5 Prozent. Der Rückgang betrifft allerdings in erster Linie Bereiche, die vom Ölpreis abhängen: Heizöl wurde 42 Prozent billiger, Diesel und Benzin gab es 23 Prozent günstiger. Unabhängig davon fielen die Preise für PCs und TV-Geräte um rund 18 Prozent, Telekommunikation wurde um 4,9 Prozent günstiger.

Doch gleichzeitig wurden viele Produkte teurer, auch solche, die im Warenkorb für die Berechnung der Inflation gar nicht enthalten sind. Die Preise für Flüge stiegen um 7 Prozent, für Salat um 10 Prozent, für Würste und Schokolade um 8 Prozent und für Mineralwasser um gut 6 Prozent. Während Importprodukte um 5,4 Prozent günstiger wurden, legten Preise für Güter im Inland um 1,6 Prozent zu. Es bleibt somit abzuwarten, ob die rückläufige Nachfrage und die sinkende Kapazitätsauslastung der Schweizer Unternehmen die Preise im Inland unter Druck setzen werden.

Änderungen dürfte es allerdings auf dem Immobilienmarkt geben. Während die Wohneigentumspreise in vielen Ländern wie den USA, Australien, Grossbritannien, Irland, Spanien und Dänemark nach Jahren des starken Anstiegs seit geraumer Zeit am Sinken sind, kommen diese auch in der Schweiz langsam unter



«Moralische Tollpatsche»

Die Krise ist ein Stoff für Weltliteratur. Gottfried Keller hat die Vorlage schon vor 125 Jahren geschrieben. *Von Peter Keller*



Roman zur Krise: Gottfried Keller.

Der Stoff liegt da. Die Gier, der Hochmut, das Versagen. Der Aufstieg der Banken und ihr jäher Fall. Ein Schweizer Jahrhundert-Plot. Am Material fehlt es nicht. Aber wo ist der Dichter, der dieses Finanzdesaster in Prosa hämmern könnte? Einer hat es in seiner Zeit vorgemacht: Gottfried Keller. Vor 125 Jahren schuf er mit «Martin Salander» den Roman zur Krise.

Am Anfang des Buches steht eine Rückkehr. Nach langen Jahren in Südamerika ist Martin Salander wieder in seiner Heimatstadt angekommen. In ihm ist die vergangene Schweiz noch lebendig. Umso mehr kollidiert seine Erinnerung mit der vorgefundenen Wirklichkeit.

Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts kennt anfänglich nur eine Richtung: nach oben. Industrialisierung, Unternehmertum, Pioniere und Patrons drücken der Zeit ihren Stempel auf. Ein erster Börsensturz 1873 wirkt da wie ein Warnschuss. Gottfried Keller verfolgt die Entwicklung zunehmend misstrauisch. Er fühlt sich als Altliberaler. Wie einer aus dem «Fähnlein der sieben Aufrechten», denen der frühere Staatsschreiber ein literarisches Denkmal setzte: «Dies war einfach ein Kreis von sieben alten bewährten Freunden, alle Handwerksmeister, Vaterlandsfreunde, Erzpolitiker.»

Diese rechtschaffene, etwas biedersinnige Schweiz wird überrollt. Der Gigant der Gründerzeit heisst Alfred Escher. Industrieller, Eisenbahnkönig, Nationalrat, Mitbegründer der ETH, Verwaltungsratspräsident der Schweizerischen Kreditanstalt (heute Credit Suisse), Aufsichtsrat der Rentenanstalt (heute Swiss Life). Ein unternehmerisches und politisches Kraftwerk. Doch mit seinem ehrgeizigsten Projekt, dem Gotthard-Eisenbahntunnel, überfrisst sich der «Zar von Zürich». Im Größenwahn ähneln sich die Gescheiterten von einst und heute am beklemmendsten.

Dazu kommt in den Jahren 1879/80 eine Reihe von Skandalen hoher Beamter und Funktionäre. Statt Überzeugungen herrschen Opportunismus und persönliche Vorteilnahme. Auch Salanders Töchter fallen auf zwei aufgeblasene Gecken herein, die es bloss auf ihr Erbe abgesehen haben und mit dem gleichen Kalkül in die Politik streben. Wenn Karrieristen das Ruder übernehmen, ist der Schiffbruch nicht weit. Auch darin gleichen sich die Krisen.

Gleichzeitig erstarkte damals die sozialistische Bewegung. Keller hätte die Kritik auch aus dieser Perspektive härten können. Tatsächlich ist das Buch nicht frei von antikapitalistischen Tendenzen. Doch insgesamt bleibt das liberale Erbe unangetastet. Nur muss sich der Liberalismus auf seine Wurzeln besinnen – und Martin Salander verkörpert dessen beste

(protestantische) Eigenschaften: Pflichtbewusstsein, Bescheidenheit, Ehrbarkeit.

Keller verdichtet die Ereignisse in einer Kaskade täglich aufplatzender Eiterbeulen: am Montag die «Habsucht reicher Leute». Am Dienstag ein «Konsortium Erwerbsbessener», die aus den Kassen ihrer Vorgesetzten ein «gut geregeltes Börsenspiel» unterhielten. Am Donnerstag ein «Aktienchef», der nicht Madoff hiess, aber mit der gleichen Unverfrorenheit vermeintliche Erfolgsszahlen auf den Tisch knallte, dass die Beisitzer glaubten, «er könne hexen».

Mut zur Freiheit fehlt heute

«Die schlimme Krankheit durchzog das ganze Land», hält Keller fest, «ohne Ansehen der Konfessionen oder der Sprachgrenzen.» Auch ohne Ansehen von Stellung, Rang und Beruf. Korruptierbarkeit ist keiner gesellschaftlichen Schicht vorbehalten. Was wäre Keller wohl eingefallen, wenn diese «moralischen Tollpatsche», wie er sie treffend nennt, Millionen-Boni und Abfindungen kassiert hätten?

Am Ende des Romans gesellt sich der alte Salander zu einer Freundesrunde seines Sohnes. Mit wohliligem Erstaunen bemerkt Salander, dass es «männliche Jünglinge» sind, die sich «nicht in einen Tabaksbeutel stecken liessen». Sein Fazit: «Wenn es viele junge Mannschaft der Art gibt, so ist mir vor unserer Zukunft nicht bang!» Versagen die Oberen, muss die Erneuerung von unten kommen. Dieser Reflex gehört zum schweizerischen Selbstverständnis. Mit der Einführung des fakultativen Referendums (1874) und dem Initiativrecht (1891) delegierte das Volk die Macht gleich per Bundesverfassung nach unten.

Keller plädiert für ein grösstmögliches Mass an Unabhängigkeit. Salander, der erfolgreiche Rückkehrer, ist ein Mann, «der seinen Boden hat und nichts zu suchen braucht, als die Gelegenheit, zu helfen und zu nützen». Eigentum als Garant der persönlichen Unabhängigkeit.

Schliesslich entgeht Keller ebenso wenig, dass sich die Schweiz gegen Ende des 19. Jahrhunderts aus der Geschichte ausklinkt. Ringsherum habe sich die Welt «wie mit vier eisernen Wänden geschlossen». Vier Monarchien und mittendrin ein republikanischer Flecken. «Freiheitsmut» nennt Salander den Quell dieser Selbstbestimmung, welcher «das Äusserste ertragen und das Härteste überdauern lässt». Damit steht Kellers Romanheld im Gegensatz zur heute herrschenden Meinungselite: Sie sucht in der Krise das Heil im Beitritt zur Europäischen Union und in internationalen Organisationen. Aus Freiheitsbangigkeit. ○

Druck (siehe Grafik «Immobilien»). Auf gesamtschweizerischer Ebene sind die Preise für Eigentumswohnungen in den letzten 7 Jahren um 29, für Einfamilienhäuser um 26 Prozent gestiegen, wie das Immobilieninformationszentrum IAZI berechnet hat. Insbesondere am Genfersee und im Raum Zürich/Innerschweiz waren überdurchschnittliche Preissteigerungen zu beobachten. Doch seit zwei Quartalen scheint die Trendwende eingeleitet. Einfamili-

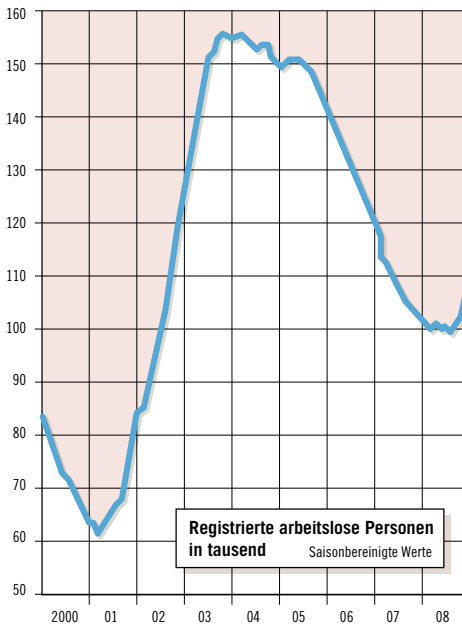
enhäuser haben um knapp drei, Eigentumswohnungen um rund ein Prozent korrigiert. «Wir gehen davon aus, dass die fetten sieben Jahre vorbei sind», so IAZI-Geschäftsführer Donato Scognamiglio. Nicht zuletzt, weil der Anstieg der Immobilienpreise aufgrund der Personenfreizügigkeit seit dem Jahr 2002 importiert worden sei. «Allein im letzten Jahr ist die in der Schweiz lebende Bevölkerung um rund 1,4 Prozent gewachsen», so Scognamiglio. Eine solche Zunahme habe es seit 1963 nicht mehr gegeben. Mehr als 75 Prozent dieses Wachstums basierten auf der Migration.

Da die Risiken nach wie vor erheblich sind, gilt es weiterhin, auf sichere Anlagen zu setzen. Dazu gehören inflationsgesicherte Staatsanleihen, die bei einem längerfristigen Horizont gegenüber Cash bevorzugt werden sollten. Auch Gold sollte trotz den Kurssteigerungen in den vergangenen Jahren nicht vergessen werden. Gerade bei einer Verschärfung der Krise nimmt die Bedeutung von Gold als Realwährung zu. Und selbst das Sparbuch ist mittlerweile wieder beliebt. Auch wenn die Zinsen seit Ende November 2008 für Privat- und Sparkonten im Durchschnitt um die Hälfte gesunken sind. Auf einem normalen Sparkonto erhält man heute im Schnitt noch 0,5 Prozent Zins. Immerhin blieb so zum Trost das Geld erhalten. ○

Arbeitsmarkt

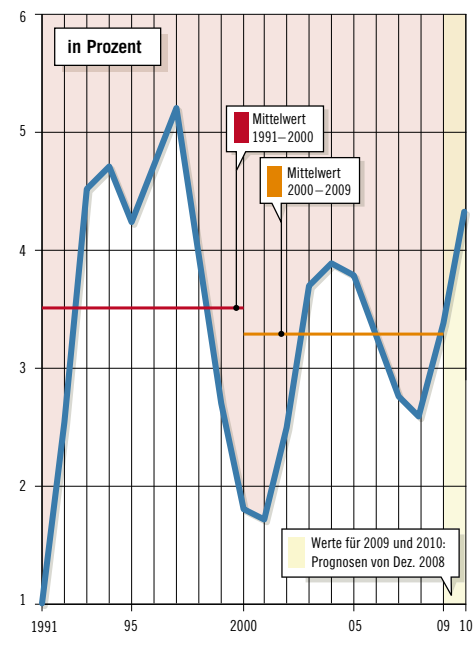
Arbeitslosigkeit

Per Ende März 2009 waren 135 000 Menschen arbeitslos gemeldet. Diese Zahl soll laut Ökonomen im laufenden Jahr auf den Rekordwert von 200 000 hochschnellen. Auch die Kurzarbeit nimmt dramatisch zu.



Arbeitslosenquote

Per Ende März 2009 lag die Arbeitslosenquote bei 3,4 Prozent und damit deutlich unter dem Hochstand von 5,2 Prozent, aus dem Jahr 1997. Der niedrigste Stand wurde 2001 mit 1,7 Prozent ausgewiesen.



Sinkende Mieten

Sollten Kaufwillige also abwarten oder aufgrund der niedrigen Zinsen jetzt zuschlagen? «An Luxuslagen, in Nobelgemeinden, in Tourismusdestinationen und Finanzzentren wie Genf oder Zürich sollte man abwarten», sagt Scognamiglio. Hier würden die Zeit und insbesondere die Wirtschaftskrise mit dem Fehlen der Boni und der Zunahme der Arbeitslosigkeit für den zukünftigen Käufer spielen. Für Objekte des mittleren Segmentes im Grossteil der Schweiz sei der Zeitpunkt gut.

Und auch für Mieter wird das Leben künftig wohl günstiger werden. Wir erinnern uns: Letztes Jahr noch stiegen die Mieten im Mittel um 3,7 Prozent. Der Grund dafür lag im Anstieg der Hypothekarzinsen zu Beginn des Jahres, welchen die Eigentümer für eine systematische Mietpreiserhöhung benützten. Nun wird mit Spannung der 2. Juni erwartet, wenn das Bundesamt für Wohnungswesen den neuen Referenzzins festsetzen wird, der massgeblich für die Anpassung der Mieten ist. Der Mieterverband rechnet mit einem Sinken des Referenzzinssatzes von 3,5 auf 3,25 Prozent. Wäre dies der Fall, so könnten die Mieter beim Vermieter schriftlich eine Senkung auf den 1. Oktober 2009 verlangen.

Wohin mit dem Geld?

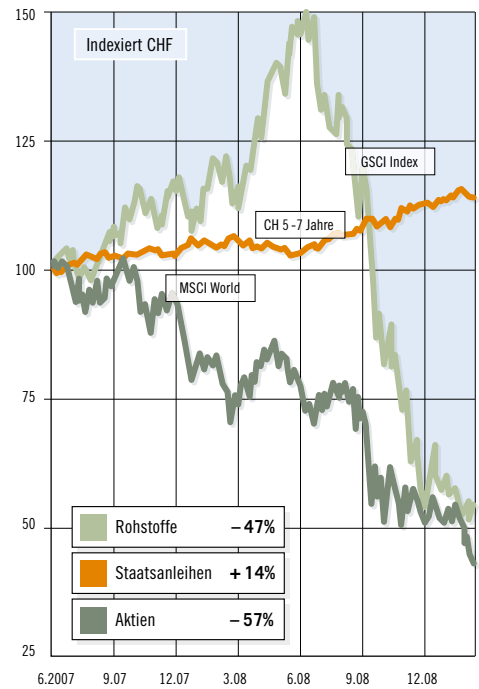
Wer nicht in Immobilien investiert, hat sich wohl schon die Frage gestellt: Wohin mit dem Geld? Denn seit dem Ausbruch der Finanzkrise haben die meisten Anlageklassen deutlich an Wert eingebüsst. Bargeld und Staatsobligationen stellen die grosse Ausnahme dar. Die Zahlen (siehe Grafik «Aktien im Vergleich») zeigen, dass sich die Preise von Aktien und Rohstoffen in den letzten 20 Monaten halbierten, während Staatsanleihen im Zuge der fallenden Zinsen deutlich stiegen. Seit Sommer 2006 haben die Aktienmärkte rund die Hälfte an Wert verloren, einzelne Märkte wie Österreich oder Irland sogar zwischen 70 und 80 Prozent.

Der Schweizer Aktienmarkt steht wieder dort, wo er vor zwölf Jahren stand. Laut einer Studie der Bank Pictet, die bis ins Jahr 1925 zurückreicht, war einzig das Jahr 1974 (Ölkrise) mit minus 33 Prozent ähnlich miserabel wie letztes Jahr.

Börse

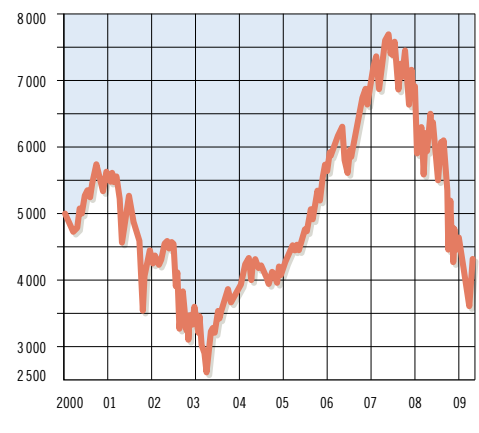
Aktien im Vergleich

Während sich die Preise von Aktien und Rohstoffen in den letzten 20 Monaten halbierten, stiegen die Staatsanleihen im Zuge der fallenden Zinsen deutlich an.



Schweizer Aktienindex

Der Schweizer Aktienindex sank im letzten Jahr um rund 35 Prozent; dieses Jahr trotz einer leichten Erholung im März um rund 6 Prozent.



Weltwoche-Soirée

60 Jahre Bundesrepublik Deutschland

Ein Gespräch mit dem grossen SPD-Politiker, Friedensforscher und Zeitzeugen Egon Bahr

Deutschland feiert Geburtstag. Die BRD hat eine unglaubliche Erfolgsgeschichte hinter sich. Trotz aktuellen Unstimmigkeiten zwischen Deutschland und der Schweiz sollen die grossen Leistungen und faszinierenden Facetten diskutiert werden.



Egon Bahr, SPD
Politiker und
Friedensforscher



Roger Köppel
Chefredaktor und Verleger
der Weltwoche

Weltwoche-Soiree

Mittwoch, 6. Mai 2009

Kaufleuten Festsaal
Pelikanplatz, 8001 Zürich

Türöffnung: 18.00 Uhr
Beginn: 19.00 Uhr
Ende: 20.00 Uhr
anschliessend Apéro

Eintritt: Fr. 25.–
Weltwoche-Abonnenten Fr. 15.–

Anmeldung und Tickets unter:
www.kaufleuten.ch/tickets
(beschränkte Anzahl Plätze!)

Platin-Club-Angebot
Als Weltwoche-Abonnent/-in
profitieren Sie von **40% Rabatt**
auf den Eintrittspreis.

www.weltwoche.ch/platinclub

Alles spriesst

Selten setzt die schönste Jahreszeit mit solcher Macht ein wie gerade jetzt. Auch den Menschen hat die Natur fest im Griff und entfacht in uns ein Feuerwerk der Hormone. Eine kleine Biologie des Frühlings. *Von Rolf Degen*



Der «kleine Klimawandel»: Frühlingsgefühle verleihen der Seele Flügel.

Es ist jedes Jahr wieder erstaunlich, welche Macht der Frühling über uns besitzt. Hasteten wir eben noch, in dicke Wintermäntel gehüllt, durch eine triste Welt, scheinen wir jetzt in ein irdisches Paradies versetzt: In den Strassencafés sitzen fröhliche Menschen, bloss mit leichten T-Shirts und kurzen Röcken bekleidet, und plaudern miteinander, als hätten sie alle Zeit der Welt. Kaum ist das Thermometer in die Höhe geklettert und die Knospen spriesen, steigen Cabrio- und Sonnenbrillen-Dichte enorm. Und selbst in innerstädtischen Gartencentern herrscht ein Hochbetrieb, als hätten die Menschen noch immer einen ganzen Acker zu bestellen und nicht bloss ein paar Balkonkästen zum Begrünen.

Unsere persönlichen Rituale pflegen wir mit der gleichen Gewissenhaftigkeit wie jedes Jahr: Wir fasten oder laufen gegen den Winterspeck an, entstauben die Frühlingskollektion

und gehen zum Blumenhändler, um die Angebotete mit einer ersten Narzisse zu betören. Selbst die Fenster putzen wir freiwillig. Der «kleine Klimawandel» setzt uns nachhaltiger unter Strom, als alle Warnungen vor der grossen Klimakatastrophe es jemals schaffen werden.

Die Frühlingsgefühle, die unserer Seele in diesen Wochen Flügel verleihen, besitzen im Englischen einen klinisch anmutenden Namen: *spring fever*. Das passt zu den sinnlichen Sehnsüchten, diesem Fieberschub der Gefühle, der den Körper ergreift, wenn die Tage wieder lang und sonnig werden.

«Wachstumsgewitter»

Dabei glauben die meisten Menschen, sich gänzlich von der Natur emanzipiert zu haben: Wir machen den Tag zur Nacht, vertreiben mit der Zentralheizung die Kälte und korrigieren mit künstlichen Bräununginseln den Nei-

gungswinkel der Sonne. Doch die inneren wie äusseren Verwandlungen des Frühlingsbeweisen: Wir sind noch immer der Biologie der Jahreszeiten unterworfen.

Diesmal erwischt uns der frühjahrsbedingte Hormonschwups besonders heftig. Die üblichen saisonalen Umstellungen haben sich nach dem langen, kalten Winter in einem Zeitraffertempo vollzogen. «Während die Natur Ende März noch etwa drei Wochen im Rückstand war, sind wir jetzt innerhalb von vierzehn Tagen sozusagen in den Mai katapultiert worden», beschreibt der Meteorologe Jurik Müller von der Abteilung Agrarmeteorologie des Deutschen Wetterdienstes in Leipzig die Situation. «Die Pflanzenwelt hat ein wahres Wachstums- und Entwicklungsgewitter durchgemacht.»

Das biologische Programm für den Winter – pausieren, Gewicht zulegen, Zurückhaltung

üben – wird nun schlagartig auf Frühlingsmodus umgestellt: rausgehen, Energie freisetzen, Neues tun, kurz: aus der Erstarrung wiederaufstehen wie Jesus zum Osterfest.

Um der chemischen Basis dieser Wallungen auf den Grund zu kommen, haben Chronobiologen wie Prof. Norman Rosenthal von der Georgetown University Freiwilligen zu verschiedenen Jahreszeiten und unter diversen Formen der Beleuchtung Blutproben abgenommen, um das Level der zirkulierenden Hormone zu checken.

Tausende chemische Abläufe in unserem Körper werden von einer biologischen Uhr geleitet. Damit die richtig tickt, hat die Natur eine Lösung gefunden, die der Fernsteuerung von Funkuhren ähnelt: Sie synchronisiert die Biouhr mit dem Tageslicht.

In den Frühlingsmonaten werden mehr ungeplante Babys gezeugt als in allen anderen Jahreszeiten.

Lichtrezeptoren in den Augen informieren die Hormonfabriken im Zwischenhirn über kritische Werte wie Sonnenstand und Tageslänge. Besonders im Winter und in der Nacht steht das System unter der Knute des Dunkelheitshormons Melatonin. Einige der Folgen: Die Müdigkeit steigt, die Körpertemperatur sinkt, die Geschwindigkeit des Stoffwechsels wird gedrosselt, die Lust auf Sex geht zurück, die Anfälligkeit für Depressionen nimmt zu, die Produktion anderer Hormone wird reduziert.

Sobald die Tage länger werden, löst die Zirbeldrüse Frühlingsalarm aus: Die Melatoninbremse wird gelöst; die Hirnanhangdrüse drückt aufs Gas, spritzt das Aufputschhormon Cortisol in die Nebennieren ein und regt auch die verschärfte Produktion des Glückshormons Serotonin an. Und weil dieses, wie auch die Sexualhormone, nicht mehr so stark durch die nächtliche Melatoninproduktion gehemmt wird, steigt unser Interesse am anderen Geschlecht sprunghaft an.

Das Feuerwerk der Hormone hat aber nicht nur den Sinn, uns mit Schmetterlingen im Bauch und einem Kribbeln in den Lenden zuzusetzen – sein Zeitpunkt im Frühling ist die optimale Voraussetzung für das spätere Wohlergehen unserer Nachkommen. Hormonforscher Günter Stalla vom Münchner Max-Planck-Institut für Psychiatrie erklärt: «Der ursprüngliche biologische Hintergrund der Hormonveränderung im Frühjahr ist der, dass die Babys zu einem Zeitpunkt geboren werden sollen, an dem sie die besten Überlebenschancen haben, weil die Winterkälte nachlässt und wieder ein ausreichendes Nahrungsangebot zur Verfügung steht.»

Wenn diese archaischen Gesetze heute noch gültig wären, müssten Männlein und Weiblein im Wonnemonat Mai besonders viele

Wonneproppen zeugen. Aber wie die Zahlen unzweideutig zeigen, legen sie sich ausgerechnet im Herbst besonders stark ins Zeug für den Klapperstorch. Die Daten der statistischen Ämter der westlichen Welt zeigen, dass zwischen Oktober und Dezember die meisten Kinder gezeugt werden, was einen Geburtenboom von Sommerbabys zur Folge hat.

Spielen also die Hormone gleich zweimal im Jahr verrückt, oder ist das nur eine Folge kühler Familienplanung? Fest steht, der Trend, im Sommer mehr Babys zu bekommen, ist ein relativ modernes Phänomen. «Vor hundert Jahren war das noch anders, da lebte man eher im Einklang mit den Jahreszeiten», sagt die Basler Chronobiologin Anna Wirz-Justice. «Schaut man Kirchenstatistiken aus dem 16. und 17. Jahrhundert an, sieht man einen richtigen Höhepunkt der Empfängnis im Frühling.» Die Biologie der saisonalen Aktivität ist beim Menschen zwar noch programmiert, in handfesten Resultaten manifestieren tut sie sich aber nicht mehr.

Der Grund für die vielen Sommergeburten liegt nach Ansicht des Hannoveraner Frauenarztes Christian Albring in einer bewussten Familienplanung: «Frauen wissen heutzutage ganz genau, wann sie ihr Baby bekommen wollen.» Die angenehmeren Temperaturen während der hochschwangeren Monate und preisgünstigere Umstandskleidung seien Gründe, weshalb sich Frauen für eine Geburt im Sommer entscheiden. Die Regale der Lebensmittelgeschäfte sind schliesslich heutzutage das ganze Jahr prall gefüllt.

Frühlingssuizid bei Depressiven

Wenn man von diesem schnöden Kalkül absieht, strampelt unsere Libido immer noch am Narrenseil der Jahreszeiten. Nach Schätzungen der Weltgesundheitsbehörde WHO ereignen sich auf unserem Planeten im Jahreschnitt täglich hundert Millionen Akte des Liebenspiels, von denen aber nur die wenigsten zu neuem Leben führen. Ein überdurchschnittlich grosser Anteil dieser Lustbarkeiten trägt sich im Bann des Frühlings zu. Daran sind auch kulturelle Gepflogenheiten schuld. Unsere liberalen Sitten haben zur Folge, dass mit zunehmendem Sonnenschein immer mehr Hüllen fallen und Körperteile entblösst werden, die anregende sexuelle Signale senden: Arme, Beine, Décolletés.

Dazu kommt, dass die Herren der Schöpfung unter der Ägide der Frühlingssonne besonders fruchtbar sind – das entnimmt der texanische Chronobiologe Michael Smolensky seinen Forschungsergebnissen: Von März bis Mai weist ihre Samenflüssigkeit überdurchschnittlich viele und ausnehmend bewegliche Spermien auf. Pikante Nebenwirkung: Obwohl die Gesamtzahl der erfolgreichen Zeugungsakte unter dem Jahresdurchschnitt liegt, werden in den Frühlingsmonaten mehr un-

geplante Babys gezeugt als in allen anderen Jahreszeiten.

Der Geist der Fruchtbarkeit bestimmt das Freizeitverhalten vieler Schweizer und Schweizerinnen: Partnervermittlungen und Fitnesscenter verzeichnen einen Kundenansturm von bis zu einem Drittel über den üblichen Anfragen.

Schönes Frühlingswetter hebt die Laune, auch wenn dies nur bei Personen nachweisbar ist, die sich der Frischluft aussetzen. Doch es macht auch risikobereit und unbesonnen. Das konnten Ökonomen der Universität Toronto aufzeigen: An der Börse wird in dieser Zeit – zumindest war das in der Vergangenheit immer so – vermehrt in Zockerpapiere investiert. Im Herbst, wenn die Tageslänge unter zwölf Stunden sinkt, dominiert bei den Anlegern die

An der Börse wird in dieser Zeit vermehrt in Zockerpapiere investiert.

Angst vorm Risiko. Wieder schlägt der Sonnenstand den Börsenstand!

Leider haben viele Menschen in dieser Zeit statt Schmetterlingen im Bauch einen Kloss im Hals. Trotz oder vielleicht wegen des allgemeinen Stimmungsaufschwungs sind Menschen mit Depressionen im Frühling besonders selbstmordgefährdet. Das hat weniger mit Hormonen und Chemie zu tun als mit unserer sozialen Natur: Der Mensch definiert sich selbst in erster Linie durch den Vergleich mit seinesgleichen. Der Depressive fällt im Winter weniger auf, weil viele Menschen schlechter drauf sind. Wenn es dann bei den anderen bergauf geht, man selbst aber in seiner emotionalen Antriebslosigkeit steckenbleibt, tritt das scheinbar eigene Versagen besonders schmerzhaft ans Tageslicht. Der Frühlingssuizid erwächst aus der Unfähigkeit, der Verheissung der Wonnemonate gerecht zu werden.

«Das Glück», so bringt es der Berliner Bühnenkomiker und Autor Eckart von Hirschhausen auf den Punkt, «ist eben in erster Linie Erwartungsmanagement.» Sowenig man sich von Glückstee und Schokolade das grösste Glück erwarten sollte, sei eine Jahreszeit per se ein Garant für Wohlbefinden. «Ich kenne Menschen, die tragen den Frühling im Herzen – es muss ja nicht der erste sein. Die sind auch im Schmuddelwetter ein Sonnenschein, die verbreiten gute Laune, egal, wo sie hinkommen. Und ich kenne Naturtalente», fügt Hirschhausen an, «die verbreiten Freude, egal, wo sie weggehen ...»

Tatsächlich: Glück muss vorbeigehen, um immer wieder Platz zu schaffen für neues, anderes, besseres Glück. Seien wir also froh, in Gefilden zu leben, wo die Jahreszeiten wechseln. Dauerhaft Frühling wäre so öde wie ewiges Eis. ○

Rätsel Tschetschenien

Der Terror ist aus den Schlagzeilen verschwunden. In Tschetschenien breitet sich trügerische Ruhe aus. Staatschef Ramsan Kadyrow waltet, wie es ihm beliebt. Die tragische Geschichte wird wohl weitergehen.
Von Michael Stürmer



Ordnung regiert: die neue Moschee in der Hauptstadt Grosny.



Alles unter Kontrolle: Tschetscheniens Präsident Ramsan Kadyrow, Russlands Präsident Putin.

Die Ordnung regiert in Warschau. Was nach dem grossen polnischen Aufstand von 1830 der russische Gouverneur nach St. Petersburg meldete, kann heute Wladimir Putin aus Tschetschenien erwarten: alles unter Kontrolle in Grosny. Unter wessen Kontrolle allerdings und für wie lange – das ist eine ganz andere Frage. Nach den Kriegen und Gräueln der neunziger Jahre, nach der Katastrophe an der Schule von Beslan 2004, als Terroristen aus dem benachbarten Dagestan angriffen, und nach zahlreichen ungeklärten Anschlägen, Quälereien und Schreckenstaten ist Tschetschenien aus den Nachrichten verschwunden. Ausser wenn gelegentlich in fernen Ländern frühere und gegenwärtige Widersacher des Präsidenten Ramsan Kadyrow, 32, eines jähen, gewaltsamen Todes sterben.

Was man sieht, wenn man nach Grosny kommt, ist ominös. Der Flughafen der Stadt, die ihren Namen von Iwan dem Schrecklichen ableitet, ist weit gestreckt und auffallend leer. Wer hier einfliegt, kommt in amtlicher Mission oder braucht einen speziellen Propusk, der in Moskau nicht leicht erteilt wird. Unmittelbar neben der langen Rollbahn sind blitzblanke weisse neue Kasernen, leer, seltsamerweise umgeben von einer stacheldrahtgekrönten Mauer mit Schiessscharten, als ob mittelalterliche Armbrustschützen hier zugange wären. Für welchen Angriff will man hier gerüstet sein? Auf der vierspurigen Rollbahn in die Stadt folgt Kontrolle auf Kontrolle, immer von drei verschiedenen Uniformen vorgenommen, wovon eine dem russischen Innenministerium zuzuschreiben ist, die anderen offenbar tschetschenischen Truppenteilen zugehören. Die Unklarheit gehört zur Lage.

Lenin und Vater Kadyrow

Rechts und links der Strasse sieht man frisch getünchte Häuser, die wie eine Kulisse die dahinterliegenden Ruinen verstecken. Die Strassen, die rechtwinklig abzweigen, enden nach wenigen Metern in Geröll, Trostlosigkeit und Trümmern. Im Zentrum der Stadt erstreckt sich die, wie es dort heisst, grösste Moschee in Europa, von türkischen Hochbauunternehmen letzten September fertiggestellt im türkischen Stil. Auf dem grossen Platz davor wurden in den Zeiten der islamischen Republik in den neunziger Jahren die blutigen Urteile der Scharia vor allem Volk exekutiert.

In der Mitte des Platzes steht auf einem Sockel, wie zu Sowjetzeiten Wladimir Iljitsch Lenin, Kadyrow Père aus Bronze im Zwei-

reihher, mit Gebetskette in der Hand und türkischem Fez auf dem Kopf.

Er war zu Sowjetzeiten hoher Geistlicher und dann gegen die Russen Partisanenführer, bis er die Seite wechselte und Präsident wurde. 2004, als Sohn Ramsan Sicherheitschef war, fiel er einem Attentat zum Opfer. Zahllos sind die ikonenhaften Plakate, die Vater und Sohn gemeinsam zeigen als Ausdruck der neuen Dynastie.

Die Ordnung regiert in Grosny – wohl wahr. Aber die dichte militärische Bedeckung, noch ergänzt durch katzenhafte Kämpfer in Schwarz mit AK 47 im Anschlag, lässt den Schluss zu, dass auch acht Jahre nach dem jüngsten Tschetschenien-Krieg unangenehme Überraschungen nicht auszuschliessen sind. Auffallend ist auch, ein paar hundert Meter *downtown* von der zentralen Moschee, die kleine orthodoxe Kirche in Weiss und Blau, frisch herausgeputzt nach den Kriegszerstörungen. Im Hof, wo man geistliche Schüler erwarten sollte, huschen russische Soldaten im Kampfanzug umher.

Besuch beim Staatschef

Dann lädt Kadyrow zum Rundgespräch ein in seine Residenz, eine Dreiviertelstunde schnelle Autofahrt entlang den Vorbergen des Kaukasus östlich von Grosny gelegen. Als Erstes fällt eine in die Bergflanke gravierte riesige Inschrift in den Blick, auf Arabisch: «Niemand ist grösser.» Was wohl Putin im fernen Mos-

kau, käme er hierher auf Besuch, dazu sagen würde?

Putin ist der Beschützer. Ihm wird überschwänglich gedankt für die finanziellen Zuwendungen, die es Kadyrow erlauben, Freunde zu belohnen und Feinde, an denen es nicht fehlt, fernzuhalten. Der Präsident weiss, dass sein Land ausser Transit-Pipelines und geringen Mengen Erdöl kaum Ressourcen hat, dass die jungen Männer immer anderswo ihr Auskommen suchen mussten und dass zur Loyalität immer das Geld gehört, sie zu kaufen. Moskau hat den Frieden im Süden mit Geld erworben, Schutzgeld und Subventionen. Kadyrow hat sich, nicht zu seinem Schaden, darauf eingelassen.

Inzwischen ist in der weltweiten Finanzkrise und der besonderen russischen Ölpreis-Krise Geld aus Moskau merkbar knapper. Es bleibt abzuwarten, wie sich das auf die Loyalität im Süden auswirkt. Es klingt wie eine Drohung, wenn Kadyrow sagt, solange das Geld für die Wiederherstellung des Landes fliesse, sei auch Ruhe.

Kadyrow in seiner weitläufigen Residenz am Fuss des Kaukasus: Er inszeniert sich im Kreis seines stummen, aber massigen Gefolges. Er wird nach dem Zoo gefragt, der vor der Residenz auf einem künstlichen Hügel zu sehen ist, überwölbt von einem riesigen Bronzeadler. Er erklärt, dass zu unterscheiden ist im Tierreich zwischen Starken und Schwachen.

Manchmal spricht er zu den einen, manchmal zu den anderen, je nach Stimmungslage.

Dann zur Ruhe im Lande. Ja, es habe Kämpfe gegeben, aber die seien lange vorbei. In den Bergen gebe es noch ein paar versprengte Einzelkämpfer, aber sie hätten keinen Zulauf, und mit ihnen werde man, sollten sie unruhig werden, leicht fertig. Einer der feindlichen Führer sei ein Jugendfreund gewesen, bis man sich im Krieg trennte. Bei der Nachricht von dessen Tod habe er nur bedauert, dass er ihn nicht selbst habe erschiessen können.

Die wirtschaftliche Lage? Da hat der Präsident wenig Illusionen. Wenn das Geld aus Moskau nicht mehr den Wiederaufbau finanziert und – man kann hinzufügen – der Politik die Herzen öffnet, dann kann es in Tschetschenien wieder ernst werden.

Denn dann gerät der stille Kontrakt mit Moskau aus dem Gleichgewicht, der ungefähr so lautet: Moskau bezahlt Subventionen und mischt sich nicht ein, und Kadyrow kann im Lande tun und lassen, was er für richtig hält: für den Glauben, für Tschetschenien und für Ramsan Kadyrow. Wer auch immer über Grosny herrscht, die Geschichte dieses tragischen Volkes ist noch lange nicht zu Ende.

Michael Stürmer, Historiker, ist Chefkorrespondent der *Welt*. Von ihm ist kürzlich erschienen: «Russland. Das Land, das aus der Kälte kommt». Murmann. 376 S., Fr. 36.90

Best for Internet

Das beste Angebot fürs Surfen mit dem Mobiltelefon



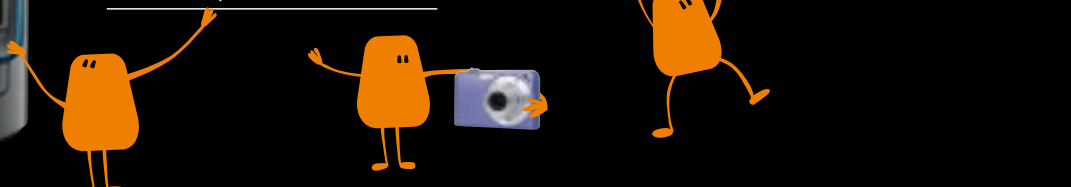
49.–

Samsung S8300

Optima 100 + Mobile Internet Max
24 Monate
100 Min. + 1 GB/Monat inklusive

149.– mit Optima 100/24 Monate

Ohne Preisplan 649.–



Das Spezialangebot ist jetzt erhältlich im Orange Center in Ihrer Nähe.

Preis inkl. MwSt. Angebot von CHF 100.– Reduktion gültig bei Neuabschluss von Optima 100 für 24 Mt. (CHF 42.–/Mt.) mit Mobile Internet Max für 24 Mt. (CHF 19.–/Mt.) beim Bezug folgender Mobiltelefone: Samsung S8300, Samsung SGH-I900, HTC Touch 3G, Nokia E71. Exkl. SIM-Karte CHF 40.–. Solange Vorrat.



Der wahre Van Gogh

Das Kunstmuseum Basel zeigt den grossen Maler. Wer ist der Mensch hinter dem Mythos?

Von Hanspeter Born

Sechzehn Jahre mag es her sein, seit mich der Zufall – eine Ruderwanderfahrt durch holländische Kanäle – erstmals nach Amsterdam brachte. Am Tag vor der Heimreise beschlossen fast alle in unserer Gruppe, dem Van-Gogh-Museum einen Besuch abzustatten. Ich zog es vor, hochnäsiger im Rijksmuseum die alten Flamen anzuschauen. Van Gogh, der mit dem abgeschnittenen Ohr und den allgegenwärtigen Sonnenblumen, interessierte mich nicht. Popkultur für die Massen. Kann man sich schenken.

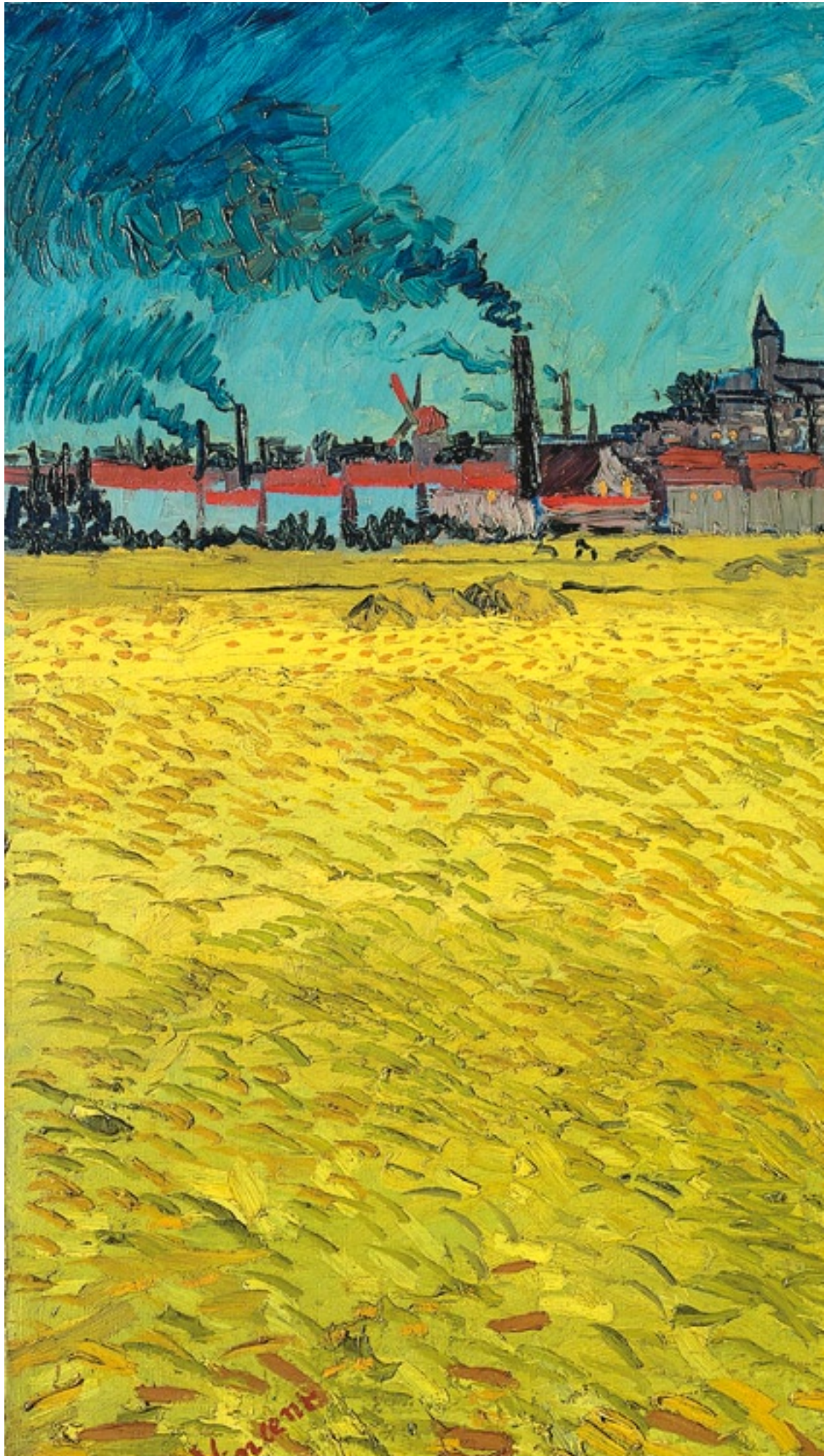
Einige Jahre später holte ich den Besuch nach. Ich blieb staunend vor der Bilderserie von blühenden Obstgärten stehen und war überwältigt. Derart schöne Bilder hatte ich noch nie gesehen. Ist «schön» ein Kriterium? War ich nicht zu naiv, um mir ein vernünftiges Urteil zu bilden? Brauchte es für eine Wertung nicht kunsthistorische Vorkenntnisse?

Heute bilde ich mir ein, die Antworten zu kennen. Schönheit ist ein Kriterium, Naivität und mangelnde Kenntnisse sind kein Hinderungsgrund, um die Qualität von Bildern abschätzen zu können. Ich behaupte dies nicht aus Arroganz, sondern weil ich mich auf eine Aussage des Künstlers selber stütze. Vincent, wie er sich nannte, wie er genannt werden wollte und wie wir ihn hier nennen wollen, hatte sich nämlich auf dem Höhepunkt seiner Kunst in Arles zum Ziel gesetzt, «auf eine Wei-

Über keinen Künstler ist so viel Unsinn geschrieben worden wie über Vincent.

se zu malen, dass *à la rigueur* alle, die Augen haben, es klar sehen können».

Nun sind ab dem 26. April im Basler Kunstmuseum die Landschaftsbilder von van Gogh versammelt, und mein Ratschlag an die Besucher der Ausstellung ist folgender: Legen Sie Ihre Ehrfurcht und allfällige Vorstellungen von einem zwischen klinischem Irrsinn und Schaffenswut pendelnden verkannten Genie an der Garderobe ab. Über keinen Künstler ist so viel Unsinn geschrieben worden wie über Vincent. Der Mythos van Gogh hat mit dem Leben und Wirken Vincents wenig zu tun. Ein Grund für die Verzerrung des Bilds des Malers



Entgelt für das monatliche Stipendium von 150 Franc: «Sommerabend», Juni 1888.





Interpretationshilfen überflüssig: «Die Brücke von Langlois in Arles», April 1888.

liegt in den unzuverlässigen Quellen, auf die Kunsthistoriker und Biografen zurückgreifen mussten. Der Mensch, der Vincent und seine Bilder am besten gekannt hat, sein Bruder Theo, ein Kunsthändler, starb schon ein halbes Jahr nach ihm und stand als Auskunftsperson nicht zur Verfügung. So hielten sich die Biografen an andere Personen, deren Wege sich mit denjenigen Vincents gekreuzt hatten: Dr. Paul Gachet, der mit ihm in seinen letzten zwei Lebensmonaten Kontakt hatte; Paul Gauguin, der zehn Wochen bei ihm in Arles wohnte; und schliesslich der Malerkamerad Emile Bernard, der eine Zeitlang intensiv mit ihm korrespondierte.

Gachet war ein Scharlatan, Bilderfälscher und chronischer Lügner. Gauguin hatte, wie Vincent einmal bemerkte, viel mit Alphonse Daudets Romanfigur Tartarin de Tarascon gemeinsam, der liebenswürdigen provenzalischen Ausgabe des Lügenbarons von Münchhausen. Bernard übertrieb die Nähe seiner Freundschaft zu Vincent. Der Katalog der Basler Ausstellung bildet ein oft reproduziertes Foto ab, das Bernard zusammen mit einem dem Fotografen den Rücken zukehrenden, sitzenden Mann mit Hut zeigt. Die dunkle Gestalt soll Vincent sein, und das Foto, das die beiden am Ufer der Seine bei Asnières zeigt,

soll 1886 aufgenommen worden sein. Beides hat Bernard erfunden. Genauso wie der Egomane Gauguin später, viel später, seinen Aufenthalt in Vincents «gelbem Haus» so darstellte, dass er selber als abgeklärter Meister und Vincent als exaltierter Spinner dastand.

Die fleissigsten Geschichtsklitterer waren jedoch die Gachets, *père et fils*. Die beiden, die mit Theo abgeluchsten Originalen und eigenen Fälschungen später glänzende Geschäfte ma-

«Er konnte der Gewohnheit nicht widerstehen, beim Malen den Hut vom Kopf zu reissen.»

chen sollten, tischten den zu ihnen pilgernden Kunsthistorikern Märchen auf. So soll Vincent den Doktor mit einem Revolver bedroht haben, als dieser sich weigerte, ein bei ihm liegendes Bild des Malers Guillaumin (in andern Versionen des Malers Pissarro) zu rahmen. Dem deutschen Kunstschriftsteller Julius Meier-Graefe, der Gachet dreizehn Jahre nach Vincents Tod besuchte, erzählte er, man habe, nachdem er ans Lager des verletzten Vincent gerufen worden war, «dann noch die Nacht und den folgenden Tag manche Pfeife zusammen geraucht und von feinen Kunststücken

und andern schönen Sachen gesprochen». Auch Sohn Gachet, damals sechzehn, will am Totenlager eine Nacht lang gewacht haben. Alles erfunden. Der Quacksalber hatte für Meier-Graefe auch eine Erklärung für Vincents Krankheit: «Er konnte der Gewohnheit nicht widerstehen, beim Malen den Hut vom Kopf zu reissen, und die Sonne hatte ihm schliesslich alle Haare vom Schädel gebrannt, so dass sie zuletzt von dem Gehirn nur noch durch eine dünne Knochenscheibe getrennt war.»

In der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts versuchten Dichter, Romanciers, Ärzte, Psychiater und Psychologen das «Genie» van Gogh zu ergründen, und trugen das Ihre zur Legendenbildung bei. Hugo von Hofmannsthal beschrieb in einem fiktiven Brief seine Reaktion auf die erste grosse Pariser Van-Gogh-Ausstellung von 1901. Er konnte beim Eilen von Bild zu Bild «ein Herz spüren, die Seele dessen, der das gemacht hatte, der mit dieser Vision sich selbst antwortete auf den Starrkrampf der fürchterlichsten Zweifel, konnte fühlen, konnte wissen, konnte durchblicken, konnte geniessen Abgründe und Gipfel, Aussen und Innen, eins und alles im zehntausendsten Teil der Zeit, als ich da die Worte hinschreibe, und war wie doppelt, wie Herr über mein Leben zugleich».



Gefühl der Beklommenheit: «Garten des Hospitals Saint-Paul», November 1889.

Man fühlt sich an Vincents sarkastische Bemerkung zu Baudelaire erinnert, dem er vorwarf, bei Rembrandt nie genau hingeschaut zu haben: «Möge Baudelaire auf diesem Gebiet seinen Schnabel halten, es sind wohltonende Worte, aber wie hohl!!! Nehmen wir Baudelaire als das, was er ist, ein moderner Dichter, wie Musset ein anderer ist, aber dass sie uns in Frieden lassen, wenn wir über Malerei reden.» All die Freudianer und sonstigen Seelenforscher, die in Vincents Psyche zu tauchen suchten, hätten vielleicht auch besser ge-

schwiegen. Was ist da nicht geschrieben worden, über angeblich verdrängte homoerotische Gefühle (für Bruder Theo und Gauguin), über ödipale Sehnsüchte oder das Trauma, das Vincent erlitten haben soll, weil er den gleichen Namen erhielt wie ein auf den Tag genau ein Jahr vor ihm tot zur Welt gekommener Bruder.

Selbst Jaspers, der grosse Philosoph Karl Jaspers, war vor Torheit nicht gefeit, als er, studierter Arzt und Psychiater, bei Vincent Schizophrenie diagnostizierte. Heute ist ziemlich

sicher, dass Vincent an Schläfenlappen-Epilepsie litt und dass er in den langen anfallfreien Intervallen bei völliger geistiger Klarheit war. Er war weder umnachtet noch in einem manischen Rausch, als er seine Bilder malte. Er mag ein grüblerischer, leidenschaftlich fühlender, gelegentlich depressiver Sonderling gewesen sein, aber gleichzeitig ein grundanständiger, hilfsbereiter, von Neid freier Mensch, der sich aus den hässlichen Querelen der Pariser Kollegen heraushielt und andere Maler gelten liess.

Noch mit einer weiteren Legende muss aufgeräumt werden, nämlich dass eine böse Welt den genialen Aussenseiter Vincent verkannte, dass er keine Bilder verkaufen konnte und so elendiglich darben zugrunde ging. Vom Augenblick an, als er mit 27 Jahren ernsthaft zu zeichnen anfang, unterstützte ihn sein im Kunsthandel erfolgreicher jüngerer Bruder Theo mit finanziellen Zuwendungen, die ihm einen zwar prekären, aber anständigen Lebensunterhalt ermöglichten. Als Entgelt für das monatliche Stipendium von 150 Franc, dem Lohn eines mittleren Beamten, erhielt Theo den Grossteil von Vincents Bildern. Theo und Vincent, der selber im Kunsthandel tätig gewesen war, wussten, dass es gute zehn Jahre brauchte, bis ein neuer Maler – und sei er ein

Vincent Van Gogh

Vincent van Gogh (30. März 1853 bis 29. Juli 1890) wurde als ältestes von sechs Kindern eines Pfarrers im niederländischen Brabant geboren. Mit 16 Jahren verliess er das Elternhaus und versuchte sich erfolglos als Kunsthändler, Lehrer, Theologiestudent und Seelsorger im wallonischen Kohlenrevier Borinage. Mit 27 Jahren begann er ernsthaft zu zeichnen und bald auch zu malen.

Sein Weg als Künstler führte ihn von Den Haag über die Provinz Drenthe, Nuenen und Antwerpen nach Paris, wo er Malerkol-

legen wie Gauguin, Toulouse-Lautrec und Emile Bernard kennenlernte. 1888 zog er nach Arles. Unter der Sonne der Provence begann für ihn eine besonders fruchtbare Schaffensperiode.

Nach einem gesundheitlichen Zusammenbruch begab er sich im Mai 1889 freiwillig in eine Nervenheilanstalt in Saint-Rémy. Ein Jahr später entzog er sich der erdrückenden Enge des Irrenhauses und siedelte nach Auvers in der Nähe von Paris um. Dort schuf er seine letzten grossen Werke, bevor er nach zwei Monaten seinem Leben ein Ende setzte. (hpb)



Aus dem Leben gegriffen: «Rhônebarken», August 1888.

Monet oder Renoir – sich auf dem Markt durchsetzen konnte. Vincents Arbeiten wurden von den meisten seiner Kollegen – Monet, Pissarro, Toulouse-Lautrec, Gauguin – geschätzt. Er selber wusste, was er wert war, und wusste, dass es die Welt eines Tages auch wissen würde.

Um Vincent zu begreifen, muss man kein Experte sein. Es reicht, seine Bilder in Ruhe anzuschauen. Erklärungen von Sachverständigen zu Vincents Umgang mit Farben, Licht, Perspektive oder seiner Pinselführung mögen hilfreich sein. Interpretationshilfen, um die künstlerischen Absichten zu verstehen, sind überflüssig. Wer wissen will, was Vincent beschäftigte und was er anstrebte, findet die Antworten in dessen ausdruckskräftigen, klaren Briefen.

Vincent war kein künstlerischer Revolutionär und auch kein bewusster Pionier der «Moderne». Er sah sich als traditioneller Maler, als Glied in einer Kette von ihm verehrter Vorgänger. Als jungem Angestellten der weltweit führenden Kunsthandlung Goupil gefielen ihm Bilder, Radierungen und Illustrationen, die aus dem Leben gegriffene, gefühlsbetonte, realistische Szenen darstellten. Ein grosser Teil der von ihm geschätzten, damals populären Künstler sind heute vergessen. Unter den

Reproduktionen, die er lobend erwähnt, ist «eine <Taufe> nach Anker, einem Schweizer, der eine Vielfalt von Sujets gemalt hat, alle gleich intim und feinfühlig».

Der im ländlichen Brabant aufgewachsene Junge hatte ein enges Verhältnis zur Natur. Aus London, wohin ihn die Kunsthandlung versetzt hatte, schrieb er dem Bruder: «Versuche so viele Spaziergänge wie möglich zu machen und bewahre Deine Liebe zur Natur,

Die Zeichen- und Malkunst war ihm nicht in die Wiege gelegt, sondern hart erarbeitet.

denn dies ist der wahre Weg, um die Kunst immer verstehen zu lernen. Maler verstehen die Natur und lieben sie und lehren uns, sie zu sehen. Es gibt Maler, die können nur gute Dinge machen, genauso wie es gewöhnliche Leute gibt, die nichts tun können, das nicht gut herauskommt.»

Vincent verstand die Natur und liebte sie. Als er Maler wurde, lehrte er uns, sie zu sehen. Seit ich begonnen habe, seine Bilder genauer zu betrachten, schaue ich Bäume, Gräser, Blumen, Felder mit andern Augen an als zuvor. Vorher hatte ich einen blühenden Kastanien-

baum kaum eines Blicks gewürdigt, jetzt werde ich davor beinahe andächtig.

Die Zeichen- und Malkunst war Vincent nicht in die Wiege gelegt, und sie überkam ihn auch nicht wie eine Erleuchtung von oben. Er erarbeitete sie sich mit kaum vorstellbarem Fleiss und enormer Hartnäckigkeit. Als er erkannte, dass er weder als Kunsthändler noch als Lehrer oder Prediger eine Zukunft hatte, begann er von früh bis spät zu skizzieren. Er zeichnete im Freien und kopierte Schwarzweissreproduktionen von Vorbildern wie dem inständig bewunderten Millet. Schonungslos kämpfte er sich durch die drei dicken Bände des Zeichnungslehrcurses von Charles Barye. Nach ein paar Monaten einsamer autodidaktischer Mühsal schrieb er dem Bruder: «Die Natur beginnt immer damit, dass sie dem Künstler Widerstand leistet, aber derjenige, der es wirklich ernst nimmt, lässt sich durch diesen Widerstand nicht aus dem Tritt bringen; im Gegenteil, es ist umso mehr ein Antrieb zum Kampf um den Sieg, und im Grunde stimmen die Natur und ein wahrer Künstler überein.»

Vincent wollte die Seele der Dinge und der Menschen erfassen. Er wollte «Gutes» und «Wahres» schaffen. In Briefen aus der Provence erklärte er dem jungen Malerkollegen



Nahkampf mit der Natur: «Weizenfeld mit Kornblumen», Juli 1890.

Emile Bernard seine Vorgehensweise: «Indem man ganz ruhig arbeitet, werden die schönen Sujets von selbst kommen; es geht wirklich hauptsächlich darum, wieder in die Wirklichkeit einzutauchen, ohne einen im Voraus entworfenen Plan, ohne Pariser Voreingenommenheit.»

Dann beschreibt er ein Bild, «das ich in diesem Moment vor mir habe», ein Bild, das man in Basel sehen kann (Abbildung Seite 43): «Eine Ansicht des Gartens des Krankenhauses, wo ich bin, rechts eine graue Terrasse, ein Stück des Hauses, einige verblühte Rosenbüsche, links der Boden des Gartens – roter Ocker –, von der Sonne verbrannte, mit gefallenem Tannenzweigen bedeckte Erde. Diese Seite des Gartens ist mit grossen Pinien mit rot-ockerfarbenen Stämmen und Ästen bepflanzt, mit grünem Blattwerk, das durch eine Mischung von Schwarz traurig gemacht wird. Diese hohen Bäume heben sich von einem von Violett durchstreiften Abendhimmel auf gelbem Grund ab; das Gelb schwenkt oben ins Rosé, schwenkt ins Grün.»

Nach weiteren Zeilen kommt die Beschreibung zu einem «enormen, vom Blitz getroffenen, abgesägten Baumstrunk: Dieser düstere Riese – er ist wie ein besiegter Protz – kontrastiert, wenn man ihn als Charakter eines

Lebewesens betrachtet, mit dem bleichen Lächeln der letzten Rose des Busches, die vor ihm verwelkt. Unter den Bäumen leere Steinbänke, dunkler Buchs. Der Himmel spiegelt sich nach dem Regen gelb in einer Lache.»

Vincent erklärt Bernard, dass das Bild ein Gefühl der Beklommenheit ausdrücke und dass man, um dies zu erreichen, nicht «den historischen Garten von Gethsemane anpeilen» müsse. Man brauche auch nicht die Personen der Bergpredigt darzustellen, «um ein tröstliches und sanftes Motiv zu geben».

Vincent hatte von Bernard Fotos von dessen neusten Machwerken erhalten: eine an mittelalterliche Heiligenbilder anknüpfende symbolistische Studie von Engeln und einen «Christus im Olivengarten». Er fand sie abscheulich und wusch Bernard den Kopf. Er, der sich abmühte, Olivenbäume richtig hinzukriegen, er, der «das Wahre, das Mögliche bewunderte», konnte mit dem Alptraum von Christus und den stilisierten Bäumen nichts anfangen. Abstraktion war nicht Vincents Sache: «Als Gauguin in Arles war, liess ich mich, wie Du weisst, ein- oder zweimal zu einer Abstraktion hinreissen... und damals schien mir die Abstraktion ein reizvoller Weg. Aber es ist dies verwünschtes Gelände, und – mein Guter – bald steht man vor einer Wand. Ich

sage nicht, dass man nach einem ganzen männlichen Leben von Forschen, von Nahkampf mit der Natur, man sich nicht darauf hinwagen kann, aber was mich betrifft, will ich mir mit diesen Dingen nicht den Kopf aushöhlen.»

Vincent verfolgte unbeirrt seinen Weg. Er malte, was er sah. Die Zypressen und Olivenbäume in Arles. Am Schluss die strohbedeckten Häuser von Auvers, die üppigen Gärten und die endlosen Weizenfelder. Er fing das Licht ein, das Wetter, die Tiefe der Landschaft. In den Porträts wollte er es den Holländern Franz Hals und Rembrandt gleichtun, in den Landschaften den Franzosen Delacroix und Corot. In seinem letzten Brief, den er drei Tage vor seinem Selbstmord dem Bruder schrieb, wiederholte er sein Credo: «Was mich angeht, bemühe ich mich um meine Bilder mit meiner ganzen Aufmerksamkeit, ich suche es so gut zu machen wie gewisse Maler, die ich sehr geliebt und bewundert habe.» Er machte es so gut wie die Vorgänger. Etwas malen, das nicht gut herauskam, konnte er nicht.



Benoît Landais/Hanspeter Born:
Die verschwundene Katze.
Echtzeit. 200 S., Fr. 36.–
Kunstmuseum Basel: Vincent van Gogh.
Zwischen Himmel und Erde:
Die Landschaften.
26.4. bis 27.9.2009

Leichter als der Ball

Was macht Englands Top-Klubs und den FC Barcelona so unwiderstehlich? Und weshalb kann Erfolg nicht kopiert werden, auch nicht mit Geld? Von Peter Hartmann



Beschwingte Improvisation: Thierry Henry vom FC Barcelona.



Wünschelrute für Ballbegabte: Manchester-United-Stürmer Wayne Rooney gegen Porto.

Federico Macheda ist ein *bravo ragazzo*, am 22. August wird er achtzehn, und um ein Trikot von Cristiano Ronaldo mit der Nr. 7 muss er nicht lange betteln. Macheda selber trägt die 41, die eher an eine Buslinie erinnert als an Fussball. Doch für ihn hat sich ein Traum erfüllt: Er spielt beim glorreichen Manchester United, in der Premier League und nicht in der italienischen Serie A. Als Auswechselspieler schießt er bereits entscheidende Tore. Sir Alex Ferguson, seit 1986 ManU-Manager mit der Wünschelrute für Ballbegabte, wollte ihn unbedingt in seinen Nachwuchsstall holen. In

Rom kannte kaum jemand den Namen Macheda, als der Junge vor zwei Jahren, mit dem Vater als Aufpasser, nach Manchester ins Nachwuchsinternat übersiedelte. Kinderarbeit, Kinderhandel? In Italien hätte er vor dem 18. Geburtstag keinen Profivertrag erhalten. Italienische Medien prangerten das Scouting-System als zynischen «Talentraub» der englischen Klubs an, die ihre Fangnetze über den ganzen Globus nach Minderjährigen auswerfen. Bis eine Statistik enthüllte: Die Italiener importierten von 2005 bis 2008 am Rande der Legalität 462 fremde Fussball-Lehrlinge im

Alter von sechzehn bis neunzehn, hingegen zogen nur gerade fünf einheimische Junioren ohne Einwilligung ihres Klubs ins Ausland.

Was machen die Engländer besser? Erst beim Stande von 4:4 war es fertig mit dem wahnwitzigen Wettschiessen, und die Fussballwelt schwärmte tagelang von dieser «typisch englischen» Schlacht zwischen dem FC Chelsea und dem FC Liverpool im Viertelfinal der Champions League. Nur, was war daran so britisch? Das Chelsea-Trikot trugen lediglich zwei Engländer, Ashley Cole und Frank Lampard, der Klub gehört dem russischen Oligarchen Roman Abramowitsch, der den holländischen Trainer Guus Hiddink kurzfristig als Privatangestellten von der russischen Nationalmannschaft abgezogen hat. Für den ausgedienten FC Liverpool hatte Jamie Carragher als einziger Brite unter lauter Söldnern die Kickschuhe geschnürt, der gescheiterte Strategie an der Seitenlinie, Rafa Benítez, ist Spanier, Besitzer des Klubs sind die US-Investoren Hicks und Gillett.

Globalisierung des Kommerzfußballs

Daraus erschliesst sich der Grad der Globalisierung im Kommerzfußball, und doch stehen in der kommenden Woche in den Halbfinals der Euroliga drei Brit-Klubs – Manchester United, der Sieger von 2008, gegen Arsenal, der letztjährige Endspielverlierer Chelsea gegen den FC Barcelona, den katalanischen Modellklub mit 160 000 Mitgliedern, der sogar auf einen Trikotsponsor verzichten kann.

Das hartnäckigste Klischee über den britischen Fussball verklärt die Insel zu einem finanziellen Paradies, in dem die Milliarden fließen aus Fernsehrechten und Sponsorentresoren, von russischen Oligarchen und arabischen Scheichs. Auch Bayern München hat viel Festgeld auf dem Konto, aber seit Jahren keinen internationalen Erfolg mehr. Bei Milan glättet Silvio Berlusconi lächelnd die Verluste von 50 Millionen Euro jährlich über seine Holding – als Werbespesen des Politikers Berlusconi. Als der grösste Verschwender der Branche etablierte sich der Inter-Padrone Massimo Moratti, ein Raffineriebesitzer, der bereits 1,5 Milliarden Franken in seine Fussball-Leidenschaft verfeuerte und sich als Romantiker versteht. Verbindliche Geschäftsmodelle gibt es so wenig wie bei Banken. Sonst könnte jeder jeden kopieren.

In England arbeitet einzig Arsenal auf einer gesunden Finanzgrundlage. Bereits seit 1996 trainiert der Franzose Arsène Wenger das Team; ein Amerikaner und ein Russe dominieren das Eigentümerkonsortium. Wenger bildet günstige junge Spieler aus und verkauft sie teuer, wie zuletzt Thierry Henry an Barcelona. ManU ist ein Investitionsvehikel des US-Spekulanten Malcolm Glazer, der sich beim Kauf bis zum Hals verschuldete und den Klub mit Krediten in der Höhe von umgerechnet 790 Millionen Euro belastete. Die letzte Jahres-

rechnung schloss ManU mit 44,8 Millionen Pfund (rund 75 Millionen Franken) Verlust ab. Ein schlechtes Händchen hatte Glazer auch mit dem Sponsor AIG, der bankrottgefährdete Versicherungsriese geht an der Staatskrücke des amerikanischen Fed. Die Premier League und ihre Geldgeber leiden unter dem rapiden Zerfall des britischen Pfundes um 30 Prozent innert eines Jahres. Die Pfund-Schwäche drückt auch auf die Saläre der ausländischen Spieler aus dem Euroraum.

Der englische Fussball ist der einzige in Europa, der eine totale Revolution und eine Wiedergeburt erlebt hat und dennoch die Tradition nicht verleugnet. Das ist der Schlüssel seiner Vitalität. Das italienische Calcio hat nach dem Bestechungsskandal um Juventus Turin die Chance zur Erneuerung und zum Mentalitätswandel verpasst.

Nach der Tragödie vom 29. Mai 1985 im Heysel-Stadion in Brüssel, als bei Fan-Krawallen vor dem Meisterscupfinal zwischen dem FC Liverpool und Juventus Turin 39 Menschen starben, wurden die Engländer für fünf Jahre vom Kontinent verbannt. Und nach der Katastrophe von 1989 im Hillsborough-Stadion in Sheffield, als 96 Personen zertrampelt wurden und erstickten, begann man mit dem Bau von modernen, sicheren Stadien. Mit griffigen Gesetzen und Kontrollen wurde die Landplage der Hooligans beseitigt. Aber in den neuen Be-

tonschüsseln lebt der Geist von früher weiter, dieses Kämpfen und Laufen, Hinfallen und Immerwiederaufstehen.

Im englischen Fussball steckt noch viel vom Charakter des Rugbyspiels, aus dem er hervorgegangen ist: Die harten Tacklings, das schnelle, fächerförmig ausschwärmende Kombinieren. Das ist die kreative Seite des Spiels. Die Variante aus den Anfangszeiten des Fussballs, als noch in freier Landschaft gespielt wurde, ist der Kick-and-rush. Draufhauen und überfallartig losrennen. Das treibt ihnen die neue Trainergeneration vom Festland allmählich aus. Sogar der Nationalcoach ist jetzt ein italienischer Taktikexperte, Fabio Capello.

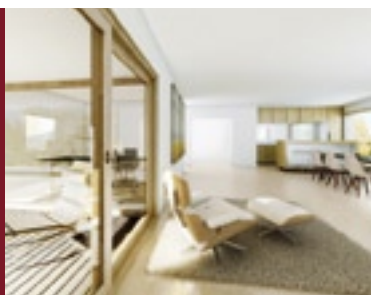
Modernisierungsverlierer

Der Hauptunterschied zu den Modernisierungsverlierern aus der Serie A und der Bundesliga: Die grossen vier der Premier League beherrschen nicht nur das Ballhalten als Selbstzweck, sondern sie können anderthalb Stunden lang Tempo bolzen, wenn es das Resultat erfordert. Die Schiedsrichter auf der Insel lassen viel durchgehen und fallen kaum auf Simulanten herein wie etwa in Italien, wo jeder Unterbruch zum minutenlangen Verzögerungspalaver gedehnt wird. (Das Spiel der Spiele, Juventus gegen Internazionale Milano am letzten Samstag, dauerte pro Halbzeit gerade 27 Minuten.) Die Folgen sind bedenkliche

Konditionsmängel im internationalen Vergleich. Der Inter-Stürmer Ibrahimovic, mit 20 Treffern Topskorer und mit 11 Millionen Euro Topverdiener der Serie A, ist in der Champions League noch nie als Torschütze hervorgetreten.

Es ist möglicherweise das Pech der Engländer, dass auch der FC Barcelona den messerscharfen Kombinationsfussball sozusagen in den Genen hat. Diese Schule geht zurück auf den «General» Rinus Michels und seinen «totalen Fussball», den er die Holländer in den siebziger Jahren aufführen liess. Sie scheiterten aber 1974 im wichtigsten Spiel, im Weltmeisterschaftsfinal, gegen die Deutschen um Franz Beckenbauer, die damals noch nicht wussten, wie Raumdeckung funktioniert, an ihrer Selbstverliebtheit. Johan Cruyff entwickelte das fliegende Passspiel beim FC Barcelona weiter, als Spieler und danach als Trainer. Auch Guardiola macht jetzt als junger Trainer dort weiter, wo er als Spieler aufhörte. Auf jeder Altersstufe, schon bei den Sechsjährigen, wird diese *unité de doctrine* eingeübt. Was so beschwingt improvisiert aussieht, ist auch bei Messi, Xavi, Iniesta und Co. das Ergebnis harter Arbeit. Alles Leichte ist schwierig. Das Schwierige leichter als den Ball aussehen lassen – das ist der Zauber des Fussballs.

Die **Halbfinalspiele der Champions League** finden am 28. und 29. April statt.

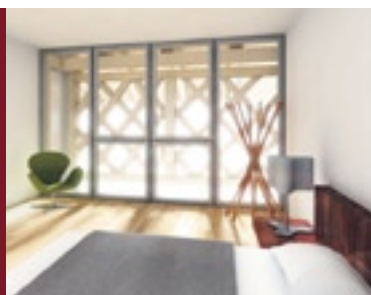


● Blickpunkt Lebensraum

BLICKPUNKT SEEPROMENADE: WOHNEN DIREKT AM DAVOSERSEE.

Eingebettet in die Natur, mit unvergleichlicher, unverbaubarer Fernsicht und direkt am Davosersee, entstehen 27 sonnige 3½- bis 5½-Zimmer-Eigentumswohnungen mit 119 bis 235 m² Lebensraum. Herr Matteo Beffa freut sich, Sie persönlich kennen zu lernen. 081 416 46 47.

www.seepromenade-davos.ch



● Blickpunkt Lebensraum

BLICKPUNKT BAUERNHAUS WATT: AUSSERGEWÖHNLICH WOHNEN.

Verwirklichen Sie Ihren Traum vom modernen Wohnen in einem alten Bauernhaus mit besonderem Flair. Vier einzigartige, viergeschossige 5½- und 6½-Zimmer-Bauernhausteile mit lauschigen Sitzplätzen. Hochstehende Wohnqualität an zentraler Lage in Effretikon.

www.odinga.ch



● Blickpunkt Lebensraum

BLICKPUNKT FLUH: UNVERBAUBARE SEESICHT.

Wie Augenbrauen liegen die schwebend anmutenden Häuser auf dem Hügel vor Rapperswil-Jona. Exklusive 2½- bis 5½-Zimmer-Eigentumswohnungen von 121 bis 207 m² mit einzigartiger Berg- und Seesicht. Grenzenlos wohnen, unbekümmert das Leben geniessen.

www.fluh.ch



● Blickpunkt Lebensraum

BLICKPUNKT BONSTETTEN: SONNIGE AUSSICHTEN.

In Bonstetten entstehen acht 5½-Zimmer-Doppeleinfamilienhäuser mit 178 bis 189 m² und sonnigen Gärten. Die autofreie Siedlung liegt in schönster Natur und trotzdem weniger als 30 Bahnminuten von Zürich oder Zug entfernt. Steigen Sie jetzt ein.

www.blickpunkt-bonstetten.ch

Immer auf dem Zahnfleisch

Niemand gewinnt mehr Eishockeytitel, kein anderer Trainer arbeitet fanatischer. Beim HC Davos hat sich Arno Del Curto als eine Mischung aus Dorfkönig und Seelsorger etabliert. Kritiker glauben, die Erfolge steigen ihm allmählich in den Kopf. Was der Gemeinde lächelnd von sich weist. *Von René Weber*

Viermal in den letzten acht Jahren gewann der HC Davos den Schweizer-Meister-Titel. Drei weitere Male stand er im Final. Den jüngsten Triumph, den 29. Titel, schaffte der Traditionsklub am Ostermontag in Kloten. Nach dem 2:1 in Spiel sieben der umkämpften Play-off-Finalserie gegen die Flyers brachen alle Dämme. Die Fans jubelten auf den Tribünen, die Spieler lagen sich auf dem Eis in den Armen. Zigarren wurden angezündet, Champagner gespritzt, Bier getrunken. Nur einer verschwand schnell in den Gängen unter der Haupttribüne. Der Wichtigste. Der Meistermacher. Irgendwie ist dies bezeichnend für Arno Del Curto. Der Sohn des Odilio, der vor seinem Tod jahrelang als Chef die Olympia-Sprungschanze in St. Moritz verwaltete, meidet den Rummel. Er steht nicht gerne im Rampenlicht. Von jenen, die ihn in der Stunde des Erfolgs für den Grössten halten und feiern wollen, hält er sich fern.

Die offizielle Meisterfeier in Davos am 18. April war sein letzter Auftritt für längere Zeit. Wie jedes Jahr wird der am Samstag zum Bürger der Landschaft Davos ernannte Del Curto abtauchen und für niemanden erreichbar sein. Er wird in Nordamerika mit Freunden Golf spielen, sich NHL-Partien anschauen und seine ehemaligen Spieler Joe Thornton und Rick Nash besuchen. Kraft und Energie tanken nennt er dies. Auch in Zürich wird er anzutreffen sein. Es ist seine bevorzugte Destination im Land. Mit der Stadt verbindet ihn viel. Die ZSC Lions sind sein Lieblingsklub. Ein Widerspruch ist dies für den HCD-Trainer nicht. Er macht deshalb auch kein Geheimnis daraus, dass er die im Hallenstadion beheimateten «Löwen» noch einmal trainieren möchte. Eigentlich. Bisher hat er allen Lockrufen und finanziell lukrativen Angeboten der Zürcher eine Absage erteilt und ist Davos treu geblieben. Dem charismatischen Kontrollfreak, der auch einmal mitten in der Nacht bei einem seiner Schützlinge zu Hause auftaucht, ist klar, dass er nur im Landwassertal funktioniert. In Bern oder Zürich wäre sein diktatorischer Führungsstil nicht durchsetzbar.

Bis 2011 wird sich daran nichts ändern. So lange läuft sein schon mehrfach verlängerter und finanziell aufgebesselter Vertrag im Bündnerland. Was dann kommt, lässt Del Curto offen. Dabei weiss er es schon jetzt genau. Er wird im Dezember in Davos erneut verlängern. Traditionell handelt der Bündner NLA-Klub dann die neuen Verträge mit seinen Spielern aus. Der Trainer will deshalb mit seiner

Unterschrift Klarheit noch vor dem traditionellen Spengler-Cup schaffen, bevor er die Vertragsgespräche in der Altjahrenwoche mit seinen Schützlingen führt. Auch dafür ist er in Davos zuständig.

Sich dem Davoser Trainer zu nähern und hinter sein Erfolgsgeheimnis zu kommen, ist fast unmöglich. Del Curto ist Del Curto. Er ist nicht greifbar. Er ist unausgeglichen. Einmal glücklich und redselig, einmal verschlossen und mürrisch. Für die Davoser ist er der Grösste, für die restliche Eishockey-Schweiz ein Spinner. Irgendwie mögen aber sogar seine Gegner den stets Kaugummi kauenden Typ mit der schief auf der Nase aufliegenden Brille. Sie bewundern ihn sogar, weil er anders ist als alle andern. Nicht einmal vor laufender TV-Kamera nimmt er ein Blatt vor den Mund. Er schafft es einfach nicht, auf eine normale Frage eine normale Antwort zu geben. Die Fernsehleute nehmen ihm das nicht mehr übel. Sie haben sich daran gewöhnt und akzeptieren Del Curtos Launen.

Sie nennen ihn einen Verrückten

In den Mittelpunkt rückt der 52 Jahre alte Del Curto, der seit 1996 in Davos an der Bande steht, nur bei seinen Spielern. In der Garderobe ist er der Chef, dort gibt er den Ton an. Seine Spieler sind seine Kinder, die Mannschaft seine zweite Familie. Nur wer Del Curtos Regeln akzeptiert, hat in Davos eine Chance. Wer dies nicht tut, findet sich auf der Tribüne oder sogar bei einem andern Klub wieder. Namen und Klasse der Akteure spielen dabei eine untergeordnete Rolle. Wer Del Curtos Vertrauen hat, kann sich auf ihn verlassen. Der Davoser Trainer stellt sich stets hinter seine Spieler. Auch wenn es Probleme gibt. Egal, ob seine «Kinder» im Alkoholrausch nicht mehr wissen, was sie tun. Jan von Arx Marihuana raucht und in der Dopingkontrolle hängenbleibt. Oder Peter Guggisberg sich das Gras per Post zustellen lässt und vor Gericht erscheinen muss. Alle können auf seine Unterstützung und sein Verständnis zählen.

Einen Verrückten, einen Wahnsinnigen, einen Spinner haben sie ihn schon genannt. Ist er dies? Nein. Was Arno Del Curto von den meisten Berufskollegen unterscheidet, sind seine Leidenschaft und sein Äusseres. Mit seinen verwaschenen Jeans und den viel zu grossen, unmodischen Jacken und Pullovern ist er der am schlechtesten gekleidete Trainer im Schweizer Eishockey, womöglich der ganzen

Welt. Er, der Hockey-Besessene, bildet mit seinen Spielern dafür eine Art Glaubensgemeinschaft. Er erachtet sich als Freund seiner Spieler. Trotzdem ist er ihr Chef und bekannt für seine Kompromisslosigkeit. Kommt es im Umfeld des Teams zu Unruhe, unterbindet er sie, ehe sie in Streit ausartet. Del Curto spürt, wenn ein Gewitter aufzieht. Deshalb geht er oft von Spieler zu Spieler, schaut jedem in die Augen und spricht mit allen. Die Anliegen und Sorgen seiner Schützlinge kennt er. Dass sich trotz der Harmonie jedes Jahr einige Spieler aus der Gemeinsamkeit verabschieden und sich für mehr Geld an andere Klubs binden, ärgert ihn, aber der Trainer akzeptiert das. Er schaut nur nach vorne, niemals zurück. Jeder Spieler sei ersetzbar, sagt Del Curto mit Überzeugung. Die Stärke seiner Mannschaft ist das Miteinander, das gegenseitige Vertrauen.

Als er nach der kaufmännischen Lehre aus St. Moritz wegzog, um im Unterland mit Eishockey Geld zu verdienen – zuerst in der NLB bei GC, dann beim ZSC –, nahm ihn niemand wahr. Das Glück als Spieler war ihm nicht hold. Zum einen reichte sein Talent nicht, obwohl er bereits als 16-Jähriger mit dem EHC St. Moritz in der 1. Liga spielte. Zum andern bremste ihn ein komplizierter Fussgelenkbruch, der seine Karriere mit zwanzig Jahren frühzeitig beendete. Del Curto wäre aber schon damals nicht Del Curto gewesen, hätte er seinen Traum von einem Job im Eishockey-Business begraben. Die Zweitligisten Buochs und Reinach waren seine ersten Stationen als Trainer. Sechs Jahre war er beim 1.-Liga-Klub Küsnacht angestellt, zweieinhalb Jahre beim damaligen B-Ligisten Herisau. Es folgten zwei Jahre beim ZSC, dann Bülach und Luzern in der 1. Liga. Noch heute spricht er von einer «lehrreichen und prägenden Zeit».

Vor allem nach Zürich, Herisau und Luzern schaut er gerne zurück. Entstanden und geblieben sind wichtige Kontakte. Zu Marcel Kull zum Beispiel. Der damalige Herisauer TK-Chef ist heute sein Goalie-Trainer in Davos. Mehrmals pro Woche fährt Kull vom Appenzellerland ins Landwassertal. Der NHL-Torhüter Jonas Hiller, wie Kull ein Herisauer, wurde ebenso unter Kull gross wie Leonardo Genoni, die aktuelle Davoser Nummer eins.

Del Curto schwärmt auch von seinem Engagement in der Zentralschweiz. Luzern war damals keine grosse Mannschaft, Del Curto kein grosser Trainer. «Ich hatte zwei wunderbare Jahre, weil ich dort etwas bewegen konnte.»



«Brutal hart»: Meistermacher Del Curto, 52.

Auch wenn es nur in der 1. Liga gewesen sei, habe ihm die Arbeit in Luzern Spass gemacht. Dass er dies hervorhebt, verwundert nicht. Del Curto ist ein leidenschaftlicher, emotionaler Mensch. Die höchste Liga ist für ihn nicht das einzige befriedigende Betätigungsfeld. Es ist nur seine Welt, weil er stets der Beste sein will.

Del Curto lässt sich nicht dreinreden. Von niemandem. Auch nicht von seinem Chef. Mit Präsident und FDP-Nationalrat Tarcisius Caviezel hat er einen Vorgesetzten, der dies akzeptiert, ihn arbeiten lässt. Aber Del Curto ist schlau. Er akzeptiert die Abläufe und Strukturen, wie sie in Davos sind. Er weiss, Eishockey ist ein Millionengeschäft. Um zu funktionieren, braucht es auch im Bündnerland Sponsoren. Diese wollen Del Curto sehen und hören – so oft als möglich. Diese repräsentativen Auftritte erwidert er widerwillig wahr. Die Champagner-Gesellschaft ist ihm ein Graus. Del Curtos Besuche in der VIP-Loge sind so selten wie seine Auftritte in einem Anzug.

Ernst Wyrsh, Hotelier im «Steigenberger Belvédère», konnte als Präsident des Davoser Eishockey-Klubs Del Curto genauso wenig ändern oder beeinflussen wie die längst weggezogenen Rolf Bachmann und Gérard Scheidegger. Die beiden ambitionierten Manager, welche aus Bern beziehungsweise Biel nach Davos gekommen waren, um etwas zu verändern, wurden vom Trainer nie akzeptiert. Del Curto ignorierte sie. Er erlaubte sich sogar, sie trotz ihres Status als Mitglieder der Geschäftsleitung aus der Garderobe zu weisen. Folgen hatte dies für den Trainer keine. Im Gegenteil. Seine Position ist seither noch gestärkt, sein Einfluss noch grösser. Del Curto ist so etwas wie ein König im Landwassertal.

Ewiger Antreiber

Del Curto ist getrieben von einem unbändigen Siegeswillen. Jeden Tag fordert er seine Spieler, er lässt nie locker. Halbheiten sind ihm fremd. Kompromisse meidet er. Sein Vorteil ist, dass er die Spieler aufs Intimste kennt und mit ihnen in der Eishalle wie in einer WG zusammenwohnt. In der Privatindustrie und bei jedem andern Eishockey-Klub wäre Del Curto längst gefeuert worden. Gerade deshalb hält er an seiner Linie und an Davos eisern fest. Nur so könne er das Maximum und sogar ein bisschen mehr aus seinem Team rauskitzeln, ist er überzeugt. Auch in der abgelaufenen Saison reizte er das letzte Detail aus. Er spürte, dass sein Team auf dem Zahnfleisch lief. Trotzdem trieb er es unaufhörlich an. Auf die Leistung seines Teams, auf die Taktik, die aufging – auf alles darf Del Curto stolz sein. «Das ist der schönste Titel, weil der Weg brutal hart war», sagt der Meistermacher. Im nächsten Jahr werden ihm wieder neue Sprüche einfallen.

Der Schweizer, der Napoleon besiegte

Der Schwyzer Theodor von Reding war General in spanischen Diensten. Den französischen Revolutionsarmeen fügte er die erste grosse Niederlage zu. Napoleon verlor den Nimbus der Unbesiegbarkeit, das besetzte Spanien schöpfte neue Hoffnung. *Von Philipp Gut*



Auftrieb für den Widerstand: Schlacht von Bailén in Andalusien, 19. Juli 1808.

Hierzulande kennt man ihn kaum mehr, in Spanien wird er als eine Art Nationalheld gefeiert. Am 23. April 1809, heute vor 200 Jahren, starb Theodor von Reding in Tarragona an den Folgen mehrerer Verwundungen und einem im Lazarett wütenden Fieber.

Der Schwyzer Patrizier, ein sogenannter Schmiedgass-Reding – die Herkunftsbezeichnung dient der Unterscheidung von anderen Linien der Familie –, kämpfte als Söldnerführer im spanischen Unabhängigkeitskrieg gegen die Franzosen. Seine fast vergessene Ruhmestart: Er fügte den napoleonischen Armeen, die halb Europa mit Krieg überzogen, die erste grosse Niederlage zu. Die Schlacht von Bailén in Andalusien, geschlagen am 19. Juli 1808, wurde zum Symbol des spanischen Freiheitskampfes. Mehr noch: Sie bewies der Welt, dass Napoleon vielleicht doch nicht unbesiegbar war. Der «Weltgeist zu Pferde», wie der Philo-

soph Hegel Napoleon nannte, geriet ins Straucheln. Die Gegner schöpften neue Hoffnung.

Sprachbegabter junger Mann

«Redings Biografie ist ein typisches Beispiel für eine Schweizer Solddienstkarriere», sagt Erwin Horat, der Leiter des Schwyzer Staatsarchivs. Bereits Theodors Vater und Schwiegervater waren in Spanien als Militärunternehmer tätig, später folgten ihm die jüngeren Brüder Nazar und Alois nach.

Geboren am 3. Juli 1755 in Schwyz, trat Theodor als 14-jähriger Jüngling in spanische Dienste. Rasch machte der sprachbegabte junge Mann – er beherrschte neben Deutsch Latein, Englisch, Französisch, Spanisch – eine militärische Karriere. 1772 wurde er Hauptmann, 1781 Oberstleutnant und 1788 Oberst des Regiments «Alt-Reding», eines von rund einem halben Dutzend Schweizer Söldner-

regimentern, die im Dienst der spanischen Krone standen.

Lange war die Lage eher still, das Soldatenleben bestand in Friedenszeiten vornehmlich aus Wachdiensten. Dann kam, 1789, die Französische Revolution, ein Erdbeben, das den Kontinent erschütterte. Das revolutionäre Frankreich wurde zum Schicksal Spaniens – und zu demjenigen Theodor Redings.

1793 begann der Krieg. Redings Truppe kam im Baskenland und in Navarra zum Einsatz. Sie schlug sich bravourös, konnte die Niederlage der Spanier aber nicht verhindern. Die Schweizer deckten den spanischen Rückzug. Mit Folgen: «Am 1. August 1794 zählte das Regiment 600 Tote, Verwundete und Gefangene, also den halben Bestand», schreibt alt Staatsarchivar Josef Wiget, der beste Kenner der Materie («Von Haudegen und Staatsmännern», Triner-Verlag).

Spanien wurde zu einem Vasallenstaat Napoleons. Im Sommer 1808 setzte der Kaiser seinen Bruder Joseph Bonaparte als König ein. Im ganzen Land kam es zu Unruhen – der Beginn eines fünf Jahre dauernden Freiheitskampfes, der «Guerra de la Independencia». Theodor, der Reding «ab der Schmiedgass», wurde zu dessen Helden.

Sowohl militärisch wie zivil schlug der Auslandschweizer eine glänzende Laufbahn ein. Die Liste seiner Titel ist eindrücklich: Er wurde Brigadier, Feldmarschall, Divisionskommandant, Generalleutnant, Generalkapitän des Königreichs Granada sowie von Katalonien. Auch politisch stieg er auf: Am 21. April 1806 ernannte ihn der König per Dekret zum Militär- und Zivilgouverneur von Málaga. Auf diesem Posten war der umsichtige, auf Recht und Gesetzmässigkeit bedachte Reding am richtigen Ort: Hier konnte er etwas zur Verbesserung der Verhältnisse beitragen, die er in seinen Briefen wiederholt beklagte.

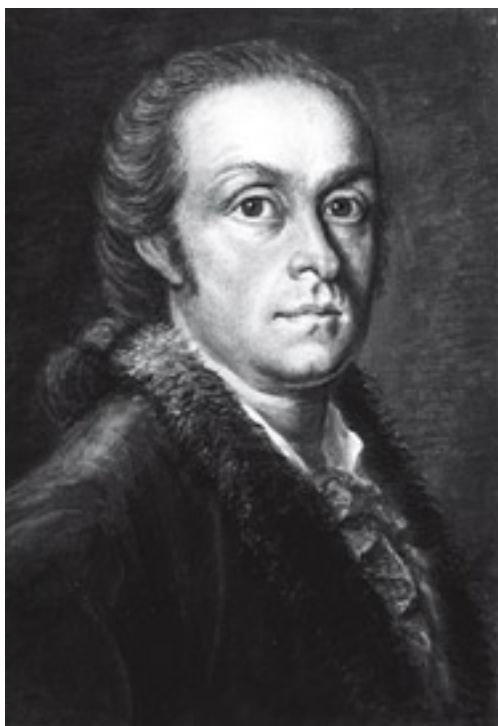
Am 2. September 1804 hatte er seinem Bruder Alois geschrieben: «Von hiesigen sachen wäre viel zu reden. Der liebe Nazar kann dir am besten sagen, wie unglücklich Spanien seit einigen jahren ist. Fast an allen posten sind untaugliche und ungetreue leute angestellt, die alles verderben. Jedermann wird dadurch verdriesslich.»

Kampf gegen den Marionettenherrscher

Als Gouverneur erhielt Theodor von Reding Gelegenheit, so etwas wie *good governance* in Südspanien einzuführen. Bereits zuvor hatte er sich bei der Bevölkerung Ansehen und Beliebtheit erworben. Seit Beginn des 19. Jahrhunderts wurde Andalusien von einer Gelbfieberseuche heimgesucht. 1803 erreichte sie Málaga, wo ein Teil von Redings Regiment stationiert war. Der Kommandant befand sich zu diesem Zeitpunkt in Granada, eilte aber sofort zu seinen Truppen.

Er wurde in den Sanitätsrat der Stadt berufen und musste, als fast sämtliche seiner Kollegen erkrankten, die Seuche im Alleingang bekämpfen. Reding besuchte Spitäler und Lazarette, ordnete Sperrmassnahmen und medizinische Hilfeleistungen an, versorgte Truppe und Bevölkerung mit Lebensmitteln. Ende Jahr war die Seuche eingedämmt.

Mit Besorgnis beobachtete Reding, dass Frankreich die Schlinge um Spanien zuzog. Am 16. März 1808 berichtete er seinem Bruder Alois: «Belangend die heutige wichtige neuigkeiten sind wir just jez in der kritischen lage, wo glaub ich, Spaniens schicksal auf einmal wird entschieden werden ...» Der Eindruck täuschte nicht. Napoleon setzte seinen Bruder Joseph auf den spanischen Thron. Theodor von Reding reagierte ohne Zögern: Er sprach dem Marionettenherrscher jegliche Legitimität ab und stellte sich auf die Seite des aufständischen Volks. Die Junta des Königreichs Gra-



«Ab der Schmiedgass»: Generalkapitän Reding.

nada machte ihn zum Oberbefehlshaber der Truppen.

Am 19. Juli 1808 kam es bei Bailén zur entscheidenden Schlacht. Der französische General Dupont traf mit seinen Truppen auf die Armee Andalusiens unter Reding und General Castaños. Die operative Leitung lag beim Schweizer, seine Division trug die Hauptlast der Kämpfe. Die Franzosen wurden umzingelt und mussten schliesslich kapitulieren. Dupont und sein gesamtes Armeekorps fielen in die Hände der Spanier. Gegen 8000 Franzosen wurden gefangen genommen, weitere 10 000 entwaffnet. Für die Spanier war es ein überwältigender Sieg, für die Franzosen eine fürchterliche Niederlage. Die Nachricht vom Sieg gegen die napoleonischen Invasoren löste im ganzen Land Jubel aus. Der Widerstand erhielt neuen Auftrieb.

Held Spaniens

Für die Zeitgenossen war klar, wem der Sieg zu verdanken war: Theodor von Reding. Der Schweizer erhielt vom «Volk von Málaga» einen vergoldeten Degen, einen Gurt mit dem Familienwappen, einen brillantbesetzten Spazierstock, eine Generalsuniform und einen prächtigen Apfelschimmel. Degen, Stock und Gurt sind im Ital-Reding-Haus in Schwyz zu besichtigen. Beachtenswert ist der Knauf des Degens: Ein spanischer Löwe fährt dem gallischen Gockel an den Kragen, das Raubtier bleckt die Zähne, die Flügel des Hahns hängen schlaff herab.

Die Erinnerung an Reding ist in Spanien lebendig geblieben. In Tarragona, wo er starb, hat man ihm ein imposantes Grabmal errichtet, in der Stadt des Sieges steht ein Denkmal mit der Inschrift: «Bailén al immortal Reding,



«Weltgeist zu Pferde»: Napoleon Bonaparte.

Heróico Defensor de la Independencia española» («Bailén dem unsterblichen Reding, heldenhafter Verteidiger der spanischen Unabhängigkeit»). In Málaga gibt es heute noch eine Farmacia Reding, der Paseo Reding führt vom Zentrum zur Stierkampfarena.

Für die jüngere Generation kam 1996 ein Comic über die Schlacht von Bailén heraus, und auch im Internet macht eine Reding-Gesellschaft auf sich und den Helden aufmerksam (<http://teodororeding.es>). Am 23. April findet in der Kathedrale von Málaga ein Gedenkgottesdienst statt.

Bei allem Ruhm des grossen Generals gab es in seinem Leben auch dunklere Seiten. Seine Frau Josefa, die er in den Briefen mit «Liebes Sepelin» anredet, hat er nach der Hochzeit kaum mehr gesehen. In der Familientradition gibt es Gerüchte, dass Redings Sohn vielleicht einen anderen zum Vater hatte.

Den Kampf gegen die Franzosen, die 1798 seine Schweizer Heimat überfallen hatten, gab Reding nicht auf. In Katalonien kämpfte er weiter, als «Generalkapitän» der Armee, stets an vorderster Front, aber letztlich aussichtslos. In der Schlacht von Valls, 30 Kilometer nördlich von Tarragona, wurde Reding am 25. Februar 1809 schwer verwundet.

Am 30. März 1809 schrieb er seinen letzten Brief an die Verwandten in Schwyz: «Meine wunden waren eine am kopf, eine am linken arm, drei stich am leib, aber keiner tödlich tief, alles verbietet mir das umastägeren ... wie viel hette man einander zu erzehlen, und wie schwehr wurd es seyn.»

Zu einem Wiedersehen sollte es nicht mehr kommen. Vielleicht hätte der tapfere Krieger seine fünf Verwundungen überlebt, das Lazarettfieber war zu viel. ○

«Fotos lügen nie»

Es ist kaum möglich, irgendwo auf der Welt eine Zeitschrift aufzuschlagen, ohne darin seine Arbeit zu entdecken: Pascal Danguin, 38, retuschiert Bilder. In seinem Beruf ist er so etwas wie Karajan und Michelangelo in Personalunion. *Von Lars Jensen*

Es gibt Fotografen und Artdirectors, die behaupten, niemand habe in den vergangenen Jahren die Fotografie stärker beeinflusst als Danguin. Die Prominenten-Porträtistin Annie Leibovitz sagt über ihn: «Allein die Tatsache, dass Pascal mit mir arbeitet, gibt mir die Gewissheit, gut zu sein.» In Ausgaben von *Vanity Fair*, *Vogue*, *Harper's Bazaar* und anderen Magazinen hat Danguin – inklusive Werbung – oft mehr als die Hälfte der Bilder bearbeitet. Seine Firma Box Studios beschäftigt hundert Mitarbeiter im New Yorker Meatpacking District. Wir treffen uns im Konferenzzimmer. Ein untersetzter, lockenköpfiger Mann in dunkelblauer Strickweste und Jeans betritt den Raum und sagt mit französischem Akzent: «Wir haben leider nicht viel Zeit, mein Freund.» Der Fotoflüsterer raucht Kette.

Herr Danguin, wenn Sie ein Foto betrachten: Was sehen Sie?

Jedes Foto ist neu für mich. Jedes Bild bietet andere Herausforderungen. Bei einer Autowerbung gibt es ganz andere Probleme bei einem Porträt einer alten Frau. Aber es geht immer um ein Gefühl. Ich muss die ästhetische Balance finden.

Fällt Ihnen das schwer?

Manchmal bin ich bei der Produktion der Bilder dabei und bespreche die Komposition mit dem Fotografen. Da ist die Bearbeitung einfacher, als wenn ich fertige Arbeiten auf den Tisch bekomme.

Sie werden «Fotoflüsterer» genannt, weil Sie die Seele eines Bildes erspüren können.

Ich habe in Paris mit vierzehn Jahren begonnen, Haare zu schneiden. Dort lernte ich, innerhalb von Sekunden den Charakter des Kunden zu erkennen: verheiratet oder nicht? Glückselig oder unglücklich? Eigentlich tue ich jetzt nichts anderes – nur analysiere ich statt Menschen Bilder.

Ist es schwierig, die Qualität zu halten?

Meine Mitarbeiter sind studierte Künstler, andere sind ehemalige Models. Wenn sie hier anfangen, gehen sie durch eine harte Lehre. Lernen erst monatelang Zeichnen und klassische Anatomie. Die Computertechnik begreift jeder in ein paar Tagen. Aber das Gespür für die perfekte Komposition lernen manche nie.

Wie sah Ihr Pensum für heute aus?

Ich habe die meiste Zeit mit einem Projekt für meinen Verlag Steidl/Danguin verbracht: ein Buch über Guy Bourdin.

Was gibt es an einem Foto eines klassischen Fotografen wie Bourdin zu verbessern?

Ich rede nie von verbessern. So vermessen bin ich nicht. Ich arbeite mit dem Fotografen und nicht gegen ihn. Ich unterstütze, verfeinere, erkenne den Kern des Bildes. Bei Bourdin übertragen wir analoge Fotos ins Digitale und wollen die Atmosphäre nicht verändern. Manchmal ist es auch nötig, die Strukturen einiger Oberflächen anzupassen. Nichts spricht dagegen, ein Knie zu verkleinern, wenn es dem Sinn des Bildes nachhilft. Oder eine Ledercouch so abzubilden, dass man das Leder förmlich riecht.

Der Laie stellt sich die Arbeit des Retuscheurs relativ schlicht vor: Pickel verschwinden lassen und Brüste vergrössern.

Damit hat meine Arbeit nichts zu tun. Wenn ein Model einen Pickel auf dem Po hat, machen wir den weg, klar. Aber unsere Aufgabe ist viel komplexer. Es geht nicht um Brustvergrösserung. Manchmal unterstützen wir einen natürlichen Makel sogar, wenn er zum Gleichgewicht des Bildes beiträgt.

Was tun Sie, wenn der Kunde eine Brustvergrösserung verlangt, die Ihrem Gefühl fürs Bild widerspricht?

Wir sind Dienstleister und keine Künstler. Ich erfülle meistens die Wünsche des Kunden.

Von den Madonna-Porträts in *Vanity Fair* hiess es, die Arme würden Ihnen nicht gefallen, weil die Muskeln viel zu weich wirkten.

Ich hätte mir eine Spur mehr Wahrhaftigkeit gewünscht, aber sie wollte nicht zu hart wirken. Madonna war happy, das Magazin auch. Dann ist alles in Ordnung.

Im letzten Sommer gab es einen Skandal, als herauskam, dass Sie die Dove-Werbung bearbeitet haben. Die Firma hatte auf Natürlichkeit gebaut und impliziert, dass sie die Frauen auf den Bildern unverfälscht zeigt.

Kein Kommentar.

Lügt heutzutage jedes Foto?

Nein. Fotos lügen nie. Aber man muss wissen, dass jedes Bild, das wir in den Medien sehen, manipuliert wurde. Ich kenne keine Ausnahme.

Finden Sie das gut?

Weder gut noch schlecht. Haben François Boucher oder Jean Auguste Dominique Ingres die Realität naturgetreu abgebildet? Der Fotograf sucht sich eine Perspektive und ein Motiv, wählt die besten Bilder aus, und schliesslich gleiche ich die Farben ab und helfe ihm bei der endgültigen Komposition.

Füge ein paar Haare am Arm hinzu oder entferne ein Muttermal auf der Stirn. Ein Bild entsteht durch eine Reihe subjektiver Entscheidungen.

Es gibt auch Fotografen wie Juergen Teller, der selbst für die Marc-Jacobs-Kampagne keinen Pixel an seinen Fotos ändert.

Das ist in Ordnung. Ich mag Juergens Arbeit. Aber wir sollten nicht so tun, als sei Bildbearbeitung ein neues Phänomen. Retuschiert wird, seit es die Fotografie gibt.

Wann haben Sie Ihre Obsession fürs Bildbearbeiten entdeckt?

Das französische Militär entliess mich nach drei Monaten, weil es nichts mit mir anfangen konnte. Ein paar Wochen danach zog ich nach New York. Es war der Neujahrstag 1989. Zuerst arbeitete ich als Friseur auf Fotoproduktionen. Damals begannen wir, Personal Computer bei der Arbeit zu benutzen. Mich hatte Technik immer fasziniert, also lieh ich mir nach Feierabend den PC eines Freundes. Tagsüber stylte ich Haare, und nachts brachte ich mir das Programmieren bei. Bald kamen die frühen Versionen von Photoshop und ähnlichen Programmen auf den Markt, und ich spielte mit ihnen, bis ich die Möglichkeiten ausgeschöpft hatte, bis ich alle Tricks beherrschte.

Arbeiten Sie mit handelsüblicher Software?

Für die meisten Jobs ist die Version von Photoshop ausreichend, die auf jedem Apple-Computer vorhanden ist. Es kommt ja weniger auf die Technik an als auf den Verstand und das Gespür der Person, die sie anwendet. Wir beschäftigen ein halbes Dutzend Informatiker, die uns helfen, für spezielle Fälle die passenden Lösungen zu haben. Unsere neueste Erfindung ist ein Programm namens Photoshoot.

Was kann das?

Es fügt dem Bild eine Dimension hinzu, die durch die Digitalisierung verloren ging: eine Art Patina, die die verschiedenen Filmfabrikate dem Foto verliehen haben. Digitale Fotografie ist toll, aber sie wirkt auch als der grosse Gleichmacher.

Die Fotobranche steht vor einer epochalen Krise. Machen Sie sich Sorgen?

Die Bilder werden in Zukunft vielleicht mit weniger Aufwand produziert, aber an der Bearbeitung sparen die Auftraggeber nicht. Wenn Sie zusammenrechnen, was Agenturen, Models, Fotografen verdienen, ist mein Honorar doch ein Taschengeld. ○



Eine Art Patina: Louis-Vuitton-Werbung mit Francis Ford und Sofia Coppola.



«Man muss wissen, dass jedes Bild manipuliert wurde»: Harper's Bazar-Cover.



Fotografie von Philip-Lorca diCorcia.



Ausstellung von Patrick Demarchelier.



Ästhetische Balance: Pascal Dagnin.

Bedrohung aus dem Dschungel

Aids, Ebola und Vogelgrippe: Von Tieren auf den Menschen übergesprungene Viren verursachen die gefährlichsten Krankheiten. Nathan Wolfe will ein globales Viren-Warnsystem etablieren, um die nächste Epidemie zu stoppen, bevor sie ausbricht. Von Kai Michel und Jan Feindt (Illustration)

Das Video auf Youtube trägt den Titel «Nathan Wolfe: Indiana Jones der Virenjagd». Es zeigt den Auftritt des amerikanischen Virologen bei der TED-Konferenz im Februar dieses Jahres im kalifornischen Monterey, wo den spannendsten Denkern der Zeit ein Podium geboten wird. Nathan Wolfe, 38, nutzt es: Unrasiert, in Jeans und weit geöffnetem, lila kariertem Hemd, tigert er mit der Nonchalance eines Steve Jobs über die Bühne und erzählt von seinen Forschungen im afrikanischen Dschungel. Nur dass er nicht wie der Apple-Chef hübsche Dinge wie ein neues iPhone zeigt, sondern verschwitzte Jäger, blutige Affen, Killerviren.

«Denkt man an die Anfänge von Aids zurück, denkt man an die achtziger Jahre», beginnt der Professor von der Stanford University seinen Vortrag. «Das war die Zeit, als wir Aids entdeckten und seinen Erreger: das HI-Virus.» Tatsächlich aber habe sich das Virus schon viele Jahrzehnte zuvor der Menschen bemächtigt, sagt Wolfe: «Es war von Schimpansen auf die Jäger übergesprungen, die diese Affen erlegten.»

Gefährliche Affen

Wolfe zeigt ein Bild von Brazzaville aus dem Jahre 1929, damals in Französisch-Kongo gelegen. «Zu dieser Zeit lebten dort wahrscheinlich Tausende, die mit HIV infiziert waren.» Für ihn stellen sich zwei Fragen: «Wenn damals bereits so viele Menschen das Virus in sich trugen, warum brauchte es noch Jahrzehnte, um das Virus zu entdecken?» Noch wichtiger: «Hätten wir schon in den 1950ern, 1960ern etwas über dieses Virus gewusst, hätten wir dann den Verlauf der Aidsepidemie ändern können?» Weit über sechzig Millionen Menschen haben sich seither infiziert, Schätzungen sprechen von 25 Millionen Toten weltweit.

Frank Rijsberman, Programmdirektor bei Google.org, dem Wohltätigkeitsarm des Web-Riesen, nennt Wolfe einen «Rockstar». Dessen Arbeit ist der Stiftung 5,5 Millionen Dollar wert. Die gleiche Summe legt die Skoll Foundation for Social Entrepreneurship des Ebay-Veteranen Jeff Skoll drauf. Damit soll der Biologe ein Viren-Frühwarnsystem aufbauen, das Alarm schlägt, sobald Erreger sich daranmachen, den Dschungel zu verlassen, um die Menschheit zu kolonisieren. Und zwar nicht erst wie bei Aids oder auch Sars und der Vogelgrippe, wenn es so gut wie zu spät ist. Wolfe, so hoffen die Verantwortlichen bei Google.org, wird der Mann sein, der das nächste Aids entdecken und verhindern wird.

Spricht man Nathan Wolfe auf den Trubel um seine Person an, winkt er ab: «Ich versuche es zu ignorieren und mich auf das zu konzentrieren, was getan werden muss.» Dann fügt er aber doch hinzu: «Wenn das der Pandemieprävention mehr Aufmerksamkeit bringt, ist es schon okay.» Die Sache ist schliesslich wichtig genug. Nicht nur Aids, auch Ebola, Sars oder die Vogelgrippe, all die Seuchen also, die die Welt in letzter Zeit in Atem gehalten haben, werden von Viren verursacht, welche die Barriere vom Tier zum Menschen überwunden haben. Eine Studie im Wissenschaftsmagazin *Nature* zeigte im letzten Jahr, dass sechzig Prozent der seit 1940 neu auftretenden Infektionskrankheiten beim Menschen tierischen Ursprungs sind. Kein Wunder also, dass Wolfes Idee allerorten auf Zustimmung stösst.

Zumal es dem Virenjäger nicht an Dschungel-Credibility fehlt. Für seine Doktorarbeit erforschte er Orang-Utans auf Borneo. 1999 ging er nach Kamerun und blieb sechs Jahre lang dort. Erst wollte er untersuchen, auf wie vielen Wegen das Aidsvirus auf den Menschen übergesprungen ist (Epidemiologen gehen von mehreren Übertragungen verschiedener Varianten aus). Im Dschungel erkannte er aber immer mehr die grundsätzliche Bedeutung, die den Jägern zukommt, die, um ihre Fami-

lien zu ernähren, das Wild in den Wäldern jagen. Als *bushmeat* gilt alles von Fröschen und Schlangen über Stachelschweine, kleine Antilopen und Affen bis hin zu Schimpansen und Gorillas.

«Die *Bushmeat*-Jäger sind gewissermassen das Interface zwischen Mensch und Tier, welches Viren zur Übertragung nutzen», sagt Wolfe. Ob die Jäger von den Tieren gebissen werden, sie ihre erlegte Beute stundenlang auf den nackten Schultern nach Hause tragen oder sich während des Schlachtens am Messer verletzen: Die Gelegenheiten, bei denen es zum Austausch von Körperflüssigkeiten zwischen Mensch und Tier kommen kann, sind vielfältig. Das grösste Risiko geht dabei von unseren nächsten Verwandten unter den Primaten aus. Denn sich dem Menschen anzupassen, ist für ein Schimpansenvirus kein grosser Schritt mehr.

Wolfe und sein Team entschlossen sich, Blutproben der Buschjäger zu sammeln. Was anfangs nicht leicht war, wenn man nur über einen alten Toyota Land Cruiser verfügt. Als Erstes untersuchten sie das Blut auf das SF-Virus, ein Affenvirus, das HIV ähnelt. Die Ergebnisse, 2004 im britischen Medizinjournal *The Lancet* publiziert, erhielten eine grosse Aufmerksamkeit: Ein Prozent der Jäger war mit diesem Retrovirus infiziert. Da Viren ausgesprochen schnell mutieren können, ist deshalb von einer höheren Wahrscheinlichkeit auszugehen, dass sich in dem einen oder anderen Jäger eine neue Virenvariante entwickelt, die leicht von Mensch zu Mensch übertragbar ist – mit möglicherweise fatalen Folgen.

«Wir fanden in den Blutproben auch HTLV-1- und HTLV-2-Viren», erzählt Wolfe, «die bei manchen der Infizierten Leukämie oder Hirnkrankheiten auslösen.» Vor allem aber identifizierten die Wissenschaftler zwei gänzlich unbekannt Arten aus der gleichen Virenfamilie wie HIV. Wenn auch über deren Gefahrenpotenzial noch nichts bekannt ist, zeigt diese Entdeckung endgültig: Die Übertragung des Aidsvirus auf den Menschen ist kein Einzelfall gewesen. Viren springen viel häufiger von Tier auf Mensch über als bisher von der Wissenschaft angenommen. «Die Jäger sind im Dschungel geradezu einem Virenbombardement ausgesetzt», sagt Wolfe. Dass es trotzdem nur wenige Pandemien gibt, resultiere daraus, dass es den Viren meist nicht gelingt, sich dauerhaft an den Menschen als neues Habitat anzupassen und dabei auch noch effektive Verbreitungsmechanismen von Mensch zu Mensch zu entwickeln.



Auf Virenjagd: Forscher Nathan Wolfe (l.).



«Was das Verständnis von Mikroorganismen angeht, befinden wir uns in der Steinzeit.»

Bisher haben sich kaum Forscher aufgemacht, im Dschungel nach neuen Erregern zu suchen, beklagt Peter Hudson, Professor am Center for Infectious Disease Dynamics der Penn State University, ein ausgewiesener Fachmann für Krankheiten in der Wildnis. «Nathan Wolfes Forschungen sind klassisch.» Bisher war es aber auch nicht allzu leicht, unbekannte Mikroorganismen aufzuspüren. «Wir haben das Glück, am Anfang einer neuen Ära zu stehen», erklärt Wolfe. «Neue Technologien ermöglichen es, Mikroben zu entdecken, ohne sie kultivieren zu müssen.» Blutproben lassen sich auf Viren hin scannen: Mittels Polymerase-Kettenreaktion werden dabei selbst winzige DNA-Bruchstücke vervielfältigt und können so durch den Vergleich mit einer Datenbank identifiziert werden. Was sich nicht zuordnen lässt, kann ein neues Virus sein.

Die technischen Möglichkeiten sind das eine, die Widrigkeiten der Praxis das andere: Nicht nur die desolaten Strassen im afrikanischen Busch und die fehlende Infrastruktur in Sachen Labors warfen Probleme auf. Schwieriger noch war es, das Vertrauen der Bevölkerung zu gewinnen. *Bushmeat* ist ein sensibles Thema in Afrika. Die Jagd gilt als grosse Bedrohung für die Biodiversität des Regenwalds. «Aber die Jäger haben kaum eine andere Möglichkeit, ihre

Familien zu ernähren», sagt Wolfe, «wir erklären ihnen, dass wir nichts verbieten, sondern sie vor Gefahren schützen wollen.» Es funktioniert: Geduldig lassen sich die Jäger Blut abnehmen, ebenso ihre Familien. Zudem liefern sie Blut der Beutetiere ab, das sie mit einem speziellen Filterpapier gesammelt haben. Wolfes Team zeigt ihnen dafür, wie sie das Risiko, sich anzustecken, minimieren können. Etwa indem sie den Blutkontakt vermeiden oder für den Transport bestimmte Unterlagen benutzen.

Globale Virenvorhersage

Mit dem Geld der Google- und der Skoll-Stiftung baut Wolfe die Global-Viral-Forecasting Initiative auf, deren Direktor er ist. Über hundert Wissenschaftler aus Institutionen rund um den Globus sind daran beteiligt. Schliesslich müssen auch die anderen «virale Hot Spots» der Welt kontinuierlich observiert werden. Etwa die *wet markets* in Südostasien, auf denen exotische Wildtiere lebend verkauft werden. Dort soll das Sars-Virus auf den Menschen übergesprungen sein.

Durch die Überwachung lässt sich Reaktionszeit gewinnen, sagt Wolfe: «Frühwarnsysteme für Erdbeben, Tsunamis oder Vulkanausbrüche sind auch längst anerkannt.» Indem man nun sorgfältig das Auftauchen neuer Erreger

in bestimmten «Wächterpopulationen» dokumentiere, beobachte, wie sich diese verbreiten, und registriere, welche Krankheiten sie auslösen, könnten Erkenntnisse über Mutationsraten und Risikopotenzial von Viren gewonnen werden. An solchem Wissen mangelt es. «Was das Verständnis von Mikroorganismen angeht», sagt Wolfe, «befinden wir uns noch immer in der tiefen Steinzeit.»

Eine globale Virenvorhersage lässt sich mit elf Millionen Dollar nicht leisten. Längst gibt es deshalb Kontakte zu den *big players* im Feld der Seuchenbekämpfung wie der Weltgesundheitsorganisation WHO oder der Gates-Stiftung. Die Dringlichkeit des Problems steht ausser Frage: Auch der entlegenste «virale Hot Spot» ist kaum mehr als einen Interkontinentalflug von New York, Tokio oder Zürich entfernt.

Es sei inakzeptabel, sagt Wolfe, darauf zu warten, bis eine Pandemie auftritt. Das aber sei mehr oder minder gängige Praxis. Prävention statt Reaktion lautet das Rezept des Virenjägers. «Im Vergleich zu den enormen Summen, die es kostet, eine Pandemie zu stoppen, wenn sie bereits grassiert», sagt Nathan Wolfe, «braucht es nur einen Bruchteil des Geldes, sie gleich beim ersten Aufkeimen zu bekämpfen. Von den Menschenleben, die auf diese Weise gerettet werden können, ganz zu schweigen.»

«Stich durchs Herz»

Alt Bundesrat und UBS-Präsident Kaspar Villiger hat ein Buch über die Schweiz geschrieben. Im Interview spricht er über die Stärken des Landes, die Angriffe aus dem Ausland und die «Diffamierungstechniken» der SVP. Von Roger Köppel und Tom Haller (Bild)

Warum haben Sie dieses Buch geschrieben?

Ich trat zurück und sagte mir, jetzt verschwinde ich, und man sieht nichts mehr von mir. Ich wollte zurück in die Wirtschaft, wo ich insgesamt länger tätig gewesen war als in der Politik. Irgendwann allerdings kam die Lust auf, nicht Memoiren zu schreiben, das bewusst nicht, sondern festzuhalten, was mich bewegt, welche Werte für mich zählen. Ich bin der Schweiz verfallen, da geht es mir wie Ihnen. Das wollte ich systematisch zu Papier bringen.

Was ist Ihre wichtigste Erkenntnis?

Mir wurde fast noch mehr bewusst als während meiner praktischen Tätigkeit, dass wir in einem globalisierten, vernetzten Umfeld leben, in dem unser politisches System, das ich so verehere, aus dem Rahmen fällt. Wir sind ein Biotop, komplex, schwierig zu durchschauen, gut funktionierend. Die Schweiz war immer in einem schwierigen internationalen Spannungsfeld, jetzt aber verstärken sich die Spannungen zwischen dem Sonderfall und den andern, weil wir durch die Exportindustrie so eng mit der Welt verflochten sind. Vor diesem Hintergrund begann mich die Frage zu faszinieren: Sind die Schweizer Institutionen zukunftsfähig? Und was müssen wir machen, um die Zukunftsfähigkeit zu gewährleisten?

Wie lautet Ihr Fazit?

Die Institutionen sind zukunftsfähig, aber wir müssen die Werte, die uns zusammenhalten, bewusst pflegen, weil die Schweiz ja nicht wie andere Nationen auf einen festen Bestand an nationalem Kitt zurückgreifen kann. Wir sind eine Willensnation, aber wir müssen diese auch sein wollen.

Botschafter Paul Widmer schrieb ebenfalls ein Buch über den Sonderfall. Er definierte: Die Freiheit sei die Essenz der Schweiz. Wenn die Schweiz nicht mehr freier organisiert ist als alle anderen Länder, dann brauche es sie nicht mehr. Stimmen Sie zu?

Die Schweiz hatte immer Zerreißproben. Man darf die Gegenwart nicht dramatisieren. Ich bin kein Kulturpessimist. Freiheit ist ein wichtiger Wert, aber nicht der einzige. Die Schweiz hatte immer auch eine genossenschaftliche Tradition, und das Land löst sich dann auf, wenn wir nicht mehr bereit sind, die direktdemokratisch-föderalistische Kultur weiter zu tragen. Eigentlich sind wir ein hochmoderner

Staat, weil es uns gelingt, den Pluralismus zuzulassen und politisch zu bündeln. Das ist ein schwieriges System. Es ist durch Gleichgültigkeit bedroht. Und durch unsere Weigerung, Reformen zur Steigerung der Wettbewerbsfähigkeit umzusetzen. Der ausländische Druck, unsere Unabhängigkeit aufzugeben, ist eine dritte Gefahr.

Haben Sie Ihr Buch gegen eine vor allem in den neunziger Jahren grassierende Antisonderfall-Stimmung geschrieben? Der frühere sozialdemokratische Aussenminister René Felber wollte das Wort «Sonderfall» bekanntlich nicht mehr hören. Noch 1992 hiess es: «La Suisse n'existe pas».

Diese Auffassungen ärgerten mich damals. Ich sah mich immer als Sonderfall-Verfechter. Ich fand es falsch, dass die Schweiz ein Beitritts-gesuch an die EU stellte. Ich empfand die Schweiz als Sonderfall, wobei auch andere Länder Sonderfälle sind. Der Sonderfall darf nicht als egoistisches Modell interpretiert werden, deshalb ist er zu flankieren mit einer offenen Aussenpolitik. Wir müssen aber den Mut haben, zu unseren Eigenarten zu stehen. Haben wir den nicht mehr, können wir der EU gleich beitreten. Ich will das nicht. Es gibt ein Lebensrecht für unser Biotop, solange wir unser Haus in Ordnung halten und solange die Schweiz nicht unsolidarisch auf der Welt herumschmarotzt.

Es gibt Leute, die streichen bereits die Segel und sagen: Sieben Millionen Schweizer gegen dreihundert Millionen Europäer – der Beitritt ist unvermeidlich.

Wenn uns die EU unter Druck setzt, unsere Lastwagen stundenlang kontrolliert und die Doppelbesteuerungsabkommen kappt, können wir unseren Wohlstand nicht mehr halten, da sind wir erpressbar. Umgekehrt: Warum sollte die EU dies tun? Sie macht mit der Schweiz einen Handelsbilanzüberschuss von 25 Milliarden, wir sind ein guter Kunde, und mit guten Kunden, habe ich gelernt, geht man pfleglich um. Wenn sie es nicht verstehen, müssen wir den Europäern mutig entgegentreten und ihnen erklären, dass wir nun einmal davon ausgehen, dass das Volk nicht dümmer ist als eine aufgeklärte Elite, wenn es um politische Fragen geht.

Ist die Schweiz zu wenig selbstbewusst?

Diesen Vorwurf gab es immer. Durch unsere Geschichte zieht sich eine Dialektik von Anpassung und Widerstand. Man braucht beides. Das ist die politische Kunst, zwi-

schen diesen Polen zu vermitteln. In schwierigen Zeiten hiess es stets, der Bundesrat sei schwach und überfordert, er könne die Krise nicht managen. Es gibt keine vollkommene Regierung.

Man hat den Eindruck, der bundesrätliche Widerstandswille lasse nach.

Sind Sie sicher? Wenn Bundesfinanzminister Steinbrück einen Spruch lanciert, geht vielen Schweizern ein Stich durchs Herz, und man will wieder zusammenstehen. Ganz sicher ist: Die alten Bedrohungen von Kriegen, totalitären Mächten und Fürstenthäusern sind weg, daher leidet auch der innere Zusammenhalt der Schweiz, und die von Ihnen angesprochenen Zweifel am Sonderfall sind eindeutig ein Indiz dafür, dass es eben an Kohäsion, an Einigkeit über das, was uns ausmacht, heute eher mangelt. Solange die demokratische Differenz zum Ausland grösser war, war man in der Schweiz stolzer auf den eigenen Sonderfall. Erfreulich aber sind für mich Signale junger Leute, die eindeutig belegen, dass unser Modell sich nach wie vor grosser Zustimmung erfreut. Von einem Auslaufmodell können wir keinesfalls sprechen.

Was fasziniert Sie persönlich am meisten an der Schweiz?

Es ist gelungen, ein pluralistisches Gebilde stabil zu halten. Das war eine derartige Erfolgsgeschichte, dass wir uns daran gewöhnt haben. Wenn ich mir den Libanon oder Belgien oder Irland anschau, komme ich zum Schluss, dass Stabilität alles andere als selbstverständlich ist. Mein Plädoyer lautet: Es braucht eine ständige kulturelle Leistung, um den Grundkonsens aufrechtzuerhalten. Es ist ja paradox: In der Schweiz gab es immer Gefechtslärm, der Bundesrat galt immer als schwach, dies wurde kritisiert und jenes, doch am Ende funktionierte das System. Das ist unglaublich faszinierend.

Was sind die unerfreulichsten Entwicklungen der letzten fünfzehn Jahre?

Es ging uns auf Druck von aussen Souveränität verloren. Dieser Substanzverlust darf nicht zu gross sein. Schlimmer als der EU-Beitritt, ein Horrorszenario, wäre aus meiner Sicht, wenn die Schweiz alle Normen von aussen übernehmen müsste, ohne mitreden zu können. Daher sollten wir uns nicht überanpassen.

Hat im Ausland das Verständnis für die Schweiz nachgelassen?



«Das ist Machiavellismus»: UBS-Präsident Villiger.

Ich stelle viel Sympathie für die Schweiz bei den Völkern fest. Bei den Politikern allerdings ist es anders. Da liegen wir quer. Der EWR war ein Beispiel: Da kam bei den europäischen Ministern plötzlich der Urzweifel auf: Was bringt es eigentlich, mit Schweizer Politikern zu verhandeln, wenn das Volk am Ende doch alles wieder kippt? Dass in der Schweiz wichtige Entscheide am Ende vom Volk getroffen werden, das können oder wollen viele ausländische Politiker nicht verstehen.

Mansagt, die Schweiz müsste sich im Ausland besser verkaufen. Würde das etwas bringen?

«Ich warne davor, die schwarze Liste zu unterschätzen. Wir sind verwundbar, und die Wirtschaft ist am Schluss opportunistisch.»

Die Schweiz muss Präsenz markieren, die Landesvertreter müssen sich hinstellen, das tun unsere Bundesräte ja auch. Aufklärung hilft, aber letztlich bleiben die Unterschiede. Und: Die anderen realisieren sehr wohl, wenn die Schweiz ihrerseits mit einem aggressiven Unverständnis die EU kritisiert. Das schadet den Beziehungen enorm und bringt das europäische Ausland, vor allem die Politik, unnötig gegen die Schweiz auf. Ich halte daher im Buch fest: Die europäischen Staaten sind ebenso legitime Demokratien wie wir. Es kommt nicht gut an, wenn man die dauernd als Vögte und halbge Demokratien bekringt.

Waren Sie erstaunt, als der Bundesrat den Forderungen der OECD und der G-20 vorseilend nachgab?

Ich bin nicht mehr so nahe dran, und ich schimpfe nicht über meine Nachfolger. Aber ich habe einige Bankgeheimniserfahrung. Die Kritik des deutschen Finanzministers ist auch ein Ablenkungsmanöver, um die wahre Problematik zu verdrängen. Die Wirtschaftskrise hat die latente Kritik am Schweizer Sonderfall massiv verschärft. Nehmen wir an, zwei, drei grosse Länder hätten uns das Doppelbesteuerungsabkommen gekündigt, da hätten wir ein echtes Problem gehabt. Wir sind erpressbar. Ich will mich nicht einmischen, aber wäre ich in der Regierung dabei gewesen, ich hätte die Krise auch ernst genommen.

Selbst in Deutschland waren die Politiker überrascht, dass die Schweiz auf die blossen Drohung mit einer schwarzen Liste bereits einknickte.

Ich warne davor, die schwarze Liste zu unterschätzen. Wir sind verwundbar, und die Wirtschaft ist am Schluss opportunistisch. Man steht am Anfang zwar hin und betont, wie wichtig es ist, für die Freiheit einzustehen,

aber nach den ersten Schlangen am Zoll und Sanktionen aus dem Ausland kippen die Unternehmer um. Die gleichen Leute, die vorher die Fahnen hochgezogen haben, kommen nachher, um die Bundesräte zum Einlenken zu bewegen.

Bundesrat Merz sagte in einem Vortrag, das Schweizer Steuersystem sei ohne internationale Akzeptanz nicht mehr haltbar. Wenn das stimmt, sind wir gar nicht mehr unabhängig.

Ich halte diese Befürchtung für übertrieben. Bleiben wir beim Bankgeheimnis: Es wurde ein Schritt zur Verständigung gemacht, was ich ja öffentlich zustimmend kommentierte, weil ich selber in meiner Zeit zwar das Bankgeheimnis verteidigte, aber doch eine Lösung suchte, die beiden Seiten helfen sollte mit einem Verrechnungssteuersystem. Das entschärft sicher die Probleme der europäischen Finanzminister, die ja legitimerweise nicht akzeptieren, wenn Steuern auf unsaubere Weise abfliessen. Ich glaube nicht, dass wir auf unsere Stärken verzichten sollten, zum Beispiel den Steuerwettbewerb. Anpassung und Widerstand ist auch hier ein gutes Rezept.

Was heisst das?

Ich plädiere dafür, gemeinsam Lösungen zu suchen, ohne eigene Vorteile preiszugeben. Wenn es am Ende darauf hinausläuft, dass die Schweiz die gleich hohen Steuern haben soll wie Deutschland, dann müssen wir den Deutschen halt sagen, dass in der Schweiz die Bürger das Preis-Leistungs-Verhältnis in ihren Kantonen selber beurteilen und bestimmen.

Sind die grossen Länder Europas, auch wenn sie es nie zugeben würden, am Ende gegen den Steuerwettbewerb?

Ja. Das war schon damals mein Eindruck.

Es wird oft betont, die Schweiz könne sich durch Teilnahme an internationalen Organisationen besser zur Geltung bringen. Sie sind da eher skeptisch.

Ich schreibe es auch im Buch: Mein Eindruck aus Verhandlungen, die ich selber führte, war, dass kleine Länder in der EU eigentlich nichts zu sagen haben. Sie werden plattgewalzt, unter Druck gesetzt, obwohl in Sonntagsreden gerne das Gegenteil beteuert wird.

Oder es werden neue Ad-hoc-Organisationen wie die G-20 geschaffen, oder eine OECD setzt sich mit ihren Drohungen gegen die Schweiz über ihre eigenen Statuten hinweg.

Das ist Machiavellismus. Man verschiebt Entscheidungen weg von den Ebenen, auf denen die Schweiz noch ein Vetorecht gehabt hätte. Man kann es beklagen, aber das sind die realen Machtverhältnisse, die eine Schweiz in ihre Überlegungen einbeziehen müsste. Die Verklärung, die Helvetia habe sich mit der Fahne eisern gegen alle Zeit-

Kaspar Villiger

Der FDP-Politiker Kaspar Villiger, Jahrgang 1941, war von 1989 bis 2003 Bundesrat, anfänglich Rüstungs-, dann Finanzminister. Überraschend übernahm er in diesem Jahr die Spitze des UBS-Verwaltungsrats. In seinem neuen Buch «Eine Willensnation muss wollen» (NZZ Libro) legt Villiger ein umfassendes Porträt der institutionellen Schweiz vor. Er verteidigt den unabhängigen «Sonderfall», die direktdemokratische, föderalistische Kultur des Landes gegen zahlreiche Anfechtungen. Zum einen plädiert Villiger für aussenpolitische Offenheit und Freundlichkeit gegenüber dem Ausland. Zum andern geisselt er eine Kultur der Polarisierung und Sloganisierung, für die er die SVP und die SP verantwortlich macht. Der lehrreiche Gross-Essay liefert interessante Staatskunde, ist mehr oder weniger anekdotenfrei und spiegelt das schon den Politiker Villiger charakterisierende Dauerbestreben, es im Grunde allen Seiten recht zu machen. Dennoch bleibt das Anliegen verdienstvoll, die schwerverständlichen Mechaniken des Schweizer Sonderfalls so klar und begeistert darzulegen. Villigers Buch ist das Bekenntnis eines Schweiz-Euphorikers, dem als Bundesrat freilich von seinen Gegnern vorgeworfen wurde, er habe ein Wachstum der Staatsausgaben zugelassen, das seinem Konzept des «limitierten Staates» nicht entsprochen haben kann. (rk)

läufe gestemmt, ist in solchen Auseinandersetzungen nicht sachdienlich.

Trotzdem: Die Schweiz hat sich früher doch verbissener für ihre Interessen eingesetzt. Sind wir nach fünfzig Jahren Hochkonjunktur fett und genügsam geworden?

Das können wir in zehn Jahren beurteilen. Ich äussere mich nicht zum Bundesrat, aber

«Noch nie ist die Verunglimpfung des Staates zu einem derart umfassenden Programm geworden wie bei der SVP.»

eigentlich habe ich nicht das Gefühl, dass es etwas Neues ist, wenn der jeweils amtierende Bundesrat je nach Stimmungslage kritisiert wird. Ich gehörte auch einmal einer Regierung an, die sich innert weniger Monate vom besten zum schlechtesten Bundesrat aller Zeiten wandelte. Es werden Fehler gemacht in Bern, aber insgesamt läuft es doch recht gut.

Hat sich Ihr Schweizbild über die Jahre verändert?

Ich war als Unternehmer eine Spur staatskritischer. Als Regulierungsnehmer sah ich

nur die eine Seite. Von der Erziehung her ist man immer zum Land gestanden. Abstimmungen waren ein feierlicher Akt, die heutige Computerisierung empfinde ich eher als etwas seelenlos, aber das lässt sich nicht ändern. Mein Schweizbild ist im Wesentlichen gleich geblieben, natürlich habe ich als Bundesrat mehr Verständnis gewonnen für die Anliegen des Staates.

Klingt hier leise Selbstkritik an beim früheren Finanzminister?

Überhaupt nicht. Ich war und bin für einen limitierten Staat, aber doch für einen starken und soliden Staat, der berechen-

«Mein Eindruck war, dass kleine Länder in der EU eigentlich nichts zu sagen haben. Sie werden plattgewalzt.»

bar ist. Das ist für die Wirtschaft entscheidend. Aber natürlich ist bei mir auch ein Verständnis für die Anliegen des Sozialstaats gewachsen. Der Sozialstaat hat eine stabilisierende Wirkung, wir haben wenig Streiks, und insofern ist der Sozialstaat ein Wettbewerbsfaktor. Ebenso klar ist: Man muss ihn begrenzen wegen der Kosten. Er darf keine Fehlanreize schaffen. Soziale Stabilität ist wichtig. Das ist ja die Kunst: Eine möglichst lupenreine Marktwirtschaft durchzusetzen, aber diese mit einem tragfähigen und tragbaren Sozialstaat zu flankieren.

Können Sie verstehen, wenn Ihnen Ihre Kritiker vorhalten, solche Aussagen seien typisch für den Sowohl-als-auch-Politiker Villiger, der am Ende irgendwo die Quadratur des Zirkels anstrebt und es allen recht machen möchte?

Das Leben ist immer auch mit Kampf und Unklarheiten belastet, aber der Kampf ist nötig.

Auf einer Skala von eins bis zehn (Maximum): Wie sehr haben Sie sich als Bundesrat an die von Ihnen postulierten Sonderfall-Erfordernisse gehalten?

Input in den Bundesrat 9, *outcome* aus dem Bundesrat 7.

Ihr Buch ist ein Plädoyer für Stil und Anstand in der Politik. Sie gehen eigentlich mit allen pfleglich um, nur die SVP wird attackiert, Sie stellen sogar Parallelen zu den dreissiger Jahren in Deutschland her. Machen Sie hier nicht das, was Sie kritisieren?

Wenn Sie es jetzt einmal ohne Ihre seelische Tönung zur SVP hin lesen ...

... hier fängt es ja schon an. Sie unterstellen unlautere Motive, wenn man nicht gleicher Meinung ist wie Sie ...

Nein, ich gehe doch mit der Linken genauso scharf ins Gericht, vielleicht sogar

noch schärfer. Hätten wir den Linken zugestimmt, wäre die Schweiz als Wirtschaftsstandort nicht mehr überlebensfähig.

Trotzdem hat man den Eindruck, die Blocher-Partei ärgere Sie masslos. Sie sehen sie als gefährlich an. Glauben Sie tatsächlich, die Schweiz sei durch eine Partei ins Wanken zu bringen?

Es ging mir einfach darum, zu zeigen, dass zum politischen Grundkonsens in der Schweiz auch ein Mindestmass an wechselseitigem Respekt gehört. Es gab sicher immer harte Auseinandersetzungen, aber wohl noch nie ist die systematische Verunglimpfung des Staates und seiner Vertreter zu einem derart umfassenden Programm geworden wie bei der SVP. Mehr noch: Die SVP spricht ihren Gegnern jeden guten Willen ab, das ist für mich ein Problem.

Ist das nicht die Methode aller Parteien? In der Schweiz schenkt sich doch niemand etwas.

Das Problem ist, dass die Parteiexponenten der SVP das Gefühl haben, sie seien die Einzigen, die für die Schweiz eintreten, und sie wüssten als Einzige, was die Schweiz sei. Es stimmt zum Teil, aber eben nur zum Teil. War ich so unhöflich?

Immerhin ziehen Sie in einem Abschnitt Parallelen zu den Nationalsozialisten, was sehr schweres Geschütz ist.

Das beziehe ich aber ausschliesslich auf die Grafik der Inserate, und da haben wir doch ein Problem. Mit dieser Diffamierungstechnik wird das Gesamtniveau der Auseinandersetzung auf ein für meinen Geschmack sehr tiefes Niveau heruntergefahren, das stört mich. Der Grundhaltung der SVP stehe ich inhaltlich sehr nahe.

Was braucht es, damit das verkrachte Verhältnis zwischen FDP und SVP, zum Wohle des Sonderfalls ins Lot kommt?

Seitens der SVP Respekt statt Häme.

Was sind die grössten Stärken, was sind die grössten Schwächen Blochers?

Das habe ich nicht zu beurteilen.

Kommt in Ihrer Stilkritik nicht eher die Gekränktheit des langjährigen Magistraten und Angehörigen der politischen Elite zum Ausdruck, der sich von den SVPlern ungehörig auf den Schlipps getreten fühlt?

Ich möchte mich selber nicht psychologisch analysieren, aber ich habe einfach geschrieben, was ich denke.

Worauf freuen Sie sich eigentlich bei der neuen UBS-Aufgabe?

Freude ist das falsche Wort. Aber ich bin motiviert, weil es erstens für die Schweiz wichtig ist, und weil zweitens die UBS nach wie vor den Einsatz wert ist.

Kaspar Villiger: Eine Willensnation muss wollen. Die politische Kultur der Schweiz: Zukunfts- oder Auslaufmodell? NZZ Libro. 366 S., Fr. 44.90

SEHF 

SWISS ECONOMIC HEALTH FORUM
Healthy Leaders for Healthy Companies

Arbeiten Sie nur oder haben Sie noch Sex?

Antworten zum Spannungsfeld Arbeit - Erfolg- Partnerschaft unter: www.sehf.ch

Amanda Ammann
Ex Miss Schweiz

Viktor Röthlin
Ausdauer-Profi

Martin Strobel
CEO Baloïse-Gruppe

Hanns-Peter Cohn
CEO vitra.

Claudio Ammann
CEO SONY Overseas SA

Ulrich Clement
Paar- und Sexualtherapeut

Spezialangebot:

Als Weltwoche-Leser sparen Sie bis **CHF 700.-**



12./13. Juni 2009
Waldhaus Flims*****
Mountain Resort & Spa

Helsana vitra. 



Falsche Harmonien, traumschöne Blondinen: «Acid Candy» aus dem Fotoband «Pictures for Photographs» von Miles Aldridge.



Drops für Dolly

Von Daniele Muscionico

Nein, Dolly will nichts zur Gitarre hören. Schon gar nicht gezupft von zwei Katern. Ihr Süßes anzubieten, das wäre nun genau das Richtige. Unterzuckert und blass, wie sie wirkt. Auf dem Nachttisch, neben der Lampe, die gefährlich nah am Abgrund steht, liegen zwei Schachteln mit verheissungsvollem Prägedruck. Eine Handreichung, und man könnte Dolly ganz wach bekommen mit einem Negerkuss, mit Lakritze, mit Schaumzucker, wer weiss. Denn sie selbst ist ein Gespinst aus Zucker, und ihre Seele muss aus Zuckerwatte sein: weiss wie Kreide, leicht wie Flaum, weich wie Seide, feucht wie Schaum.

«Acid Candy» heisst der Fotoband von Miles Aldridge, aus dem diese Aufnahme stammt. Er ist Aldridges bisher bester. Die Fotos des englischen Modelfotografen sind die Konsequenz der Ästhetik von David Lynch, der Dalí zitiert, der Marilyn Manson beschwört, der Hitchcock nachtrauert. Miles Aldridge inszeniert saure Drops mit weinenden Marien, die sich schönbeinig auf Ledersesseln räkeln und sich allein schon durch die Frage «Höschen: ja oder nein?» zu behaglichen Erbauungsstudien in den Herrenzimmern empfehlen. Auf den ersten Blick.

Auf den zweiten ist alles anders: Aldridges traumschöne Blondinen in phosphoreszierenden Kompositionen tragen den Stachel der Dekadenz dicht unter der Haut. Das ist England, ein Königreich, wie es feiert und dabei übersieht, dass es im Begriff ist unterzugehen in unechten Farben, gekleidet in Kunstfasern und im falschen Licht. Aldridges Lebe- und Legendenwesen sind erfahrungssatt aus zweiter Hand. Sie ernähren sich von Untergeschobenem, Angelesenem, Verganem.

Wen wundert das? Sein Vater war der gefeierte Art Director Alan Aldridge, und immer, wenn der keine Zeit hatte, weil er die Beatles beriet, was er sehr oft tat, wurde Miles von Eric Clapton von der Schule abgeholt. Und zu Hause von Lord Snowdon fotografiert. Der Junge wuchs auf mit Pop-Art, Rockmusik und dem Freundeskreis seines Vaters, unter ihnen Elton John und David Bailey. Miles war ein Star, bevor er wusste, was das überhaupt war, weil er mit Menschen aufwuchs, die alle Stars waren.

Geschadet hat ihm das nicht, im Gegenteil. Seine Reaktion sind seine Bilder: schwarzer Zucker, fotografisch aufgebrezelt. Falsche Harmonien, auf Teufel komm raus auf Dur gestimmt. Ausgeleuchtete Menschen, die ihre dunkle Seite in hübschen kleinen Schachteln neben dem Kopfkissen aufbewahren.

Dies und das für Haut und Haar

Von Jürg Zbinden

Ohne klare Haut und Glanzhaar wird aus einem Teenager nie und nimmer ein *next top model*, weder in Amerika noch in Deutschland noch in der Schweiz. Porentief rein hat Schönheit zu sein, umrahmt von fülliger, seidener Haarpracht in leuchtenden Farben. Der GAU auf dem Kopf besteht aus einem Graustich, übertroffen nur vom Super-GAU, der partiellen oder gar vollständigen Kahlheit. Viele Betroffene behelfen sich mit Toupets und Perücken, im traurigen Wissen, dass verlorenes Haupthaar niemals wiederkehrt. Jawohl, die mendelschen Gesetze sind unerbittlich, besonders zu uns Männern. Nicht wenige würden den Kahlkopf gerne gegen eine Cellulitis tauschen. Diese Pflegeprodukte versorgen Haut und Haar:

1 — Die Super-Aqua-Serum-Reihe von Guerlain versorgt die Damenwelt mit den neuesten Erzeugnissen der Anti-Aging-Feuchtigkeits-technologie. Sechs Sachets der Pflegemaske kosten Fr. 152.–.

2 — Dior Homme Dermo System zielt darauf ab, die Jugendlichkeit der Männerhaut zu bewahren. Mit System ist der Mission sicher mehr Erfolg beschieden als durch den Konsum von Alkohol und Nikotin. «Soin Fermeté Age Control» (50 ml) kostet Fr. 115.–.

3 — Im April bringt Schwarzkopf, der traditionsreiche Haarspezialist, die neue Linie BC Hairtherapy auf den Markt: «Repair Rescue», ein Creme-Shampoo, kümmert sich um geschädigtes, überbeanspruchtes und ungebändigtes Haar, gibt ihm neue Elastizität und Widerstandsfähigkeit. 200 ml kosten Fr. 22.40.

4 — Nach dem kalten Winter ist die Haut trocken und rau, was sie uneben erscheinen lässt. Die Körpercreme von La Mer verspricht Abhilfe. «The Body Refiner» wirkt bei regelmässiger Anwendung wie ein Glattmacher. Ab Mitte April im Fachhandel für Fr. 160.–.

5 — Chanel N° 5: Das berühmteste Parfüm der Welt bedarf keiner Werbung. Aber das Zitat der berühmtesten Blondine der Welt hat ihm auch nicht geschadet. «What do I wear in bed? Why, Chanel N° 5, of course...» – Dabei passten Chanel und Marilyn kaum besser zusammen als (Yves) Montand und die Monroe. Doch wo MM recht hatte, hat sie recht. Ein paar Tropfen Chanel auf die Haut sind immer noch Luxus pur. Das Eau de Parfum zu 100 ml kostet Fr. 176.–, 200 ml kosten Fr. 268.–.



1



2



3



4



5



Auto

Das Kreischen der Flunder

Unseren Autor beschleicht beim Testen des neuen Scirocco eine leichte Melancholie: Er fühlt sich zu alt dafür. *Von Ulf Poschardt*

So also fühlt sich das an, in einem kleinen, flachen Rennzweig von Honda-Civic-Fahrern und Mini-Cooper-S-Heizern als einer der Ihren angestarrt und zum Rennen aufgefordert zu werden.

Glücklicherweise ist die gedrungene, einem Manta (das Tier) ähnliche Erscheinung wie ein Torpedo. Man sitzt tief, und die flachen Fensterscheiben, die feiste C-Säule wie die kleine Heckluke lassen kaum Einblicke zu. Im Inneren wird beim Einparken schnell klar, dass dieses Auto nach vorne drängt. Rückwärtsfahren ist seine Sache nicht. Man hält die Ein-

parkhilfe für gestört, weil sie derart spät zu piepen beginnt, das aber hat einen ganz anderen Grund: Hinter der winzigen Heckscheibe kommt nichts mehr. Man ist überrascht, wie kompakt der Scirocco doch ist. Als eines der Fabelautos einer Siebziger-Jahre-Kindheit erschien er einem als zwar knackiges, aber nicht eben zierliches Coupé. Insbesondere die Variante mit dem 110-PS-GTI-Motor galt als Geschoss. Die kurze Testfahrt beim VW- und Audi-Händler blieb unvergessen. So also sind schnelle Cabrios, dachte ich damals als bescheidenes Mittelstandskind.

2009 hat sich der sportliche Hedonist an die 200 PS eines 2,0-Liter-Motors gewöhnt. Die Traktion des Frontantrieblers ist ausgezeichnet, die DSG-Automatik arbeitet schnell und ruckfrei, die Lenkung ist direkt und sportlich, wie man es bei Flundern nun mal erwartet. Dank des niedrigen Gewichts von 1,3 Tonnen ist der Scirocco überaus agil. Der Vierzylinder beißt kraftvoll, aber eben auch etwas kurzatmig und hektisch zu. In Bruchteilen von Sekunden scheinen die Gänge ausgedreht, der Motor kreischt dabei verhalten pubertär.

Dass diese Kraft aber nicht die einzige Tugend ist, dokumentiert ein Blick auf die Verbrauchsanzeige: Auch bei rabiatester Fahrweise wird der Durchschnittsverbrauch nie über die Neun-Liter-Marke gedrückt. Damit wäre der Turbo mit Direkteinspritzer vom grünen Gewissen seliggesprochen, nur mangelt es mir an ökologischer Vernunft, dies bei einem Sportwagen anzuerkennen.

Ab einem Alter von – sagen wir – vierzig Jahren sind (in diesem Fall mit bester VW-Technik) getunte Vierzylinder ein Tabu. Dann lieber einen Golf FSI in der Highline-Ausstattung mit dicken Felgen kaufen und dabei entspannen. Es ist, glaube ich, das erste Mal, dass ich ein Auto testfahre, für das ich mich zu alt fühle. Früher fand ich mich in Jaguar-Coupés oder Lexus-Limousinen zu jung, in Maybach und Bentley provokativ jung und nun also im grünen Scirocco zu alt.

Dafür muss ich dem Scirocco dankbar sein: Am Abend, nachdem ich die Schlüssel des VW wieder abgegeben habe, sortiere ich meine alten Jeans. Einige passen nicht mehr aus Gründen des Körperbaus, andere nicht mehr, weil das Design mit dem Geburtsdatum im Pass nicht mehr übereinstimmt.

Eine milde Freude mit überraschend wenig Melancholie beflügelt das Aufräumen.

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der Welt am Sonntag in Berlin.

VW Scirocco 2000 TSI (mit DSG)

Hubraum: 1984 ccm, Leistung: 200 PS
 Höchstgeschwindigkeit: 233 km/h
 Preis: 45 300 Franken



Auf dem besten Platz

Unterwegs in einem Auto, das den perfekten Alleinunterhalter gibt. Der macht sogar auf dem Parkplatz Freude. *Von David Schnapp*

Man staunt immer wieder, was moderne Luxus-Limousinen dem Freund der Unterhaltungselektronik alles bieten. Etwas vom Besten, was derzeit in einem Serienfahrzeug zu haben ist, steckt im neuen 7er-BMW, deshalb sind wir mit dem Wagen zwei Wochen lang rumgefahren, wobei das nicht einmal nötig gewesen wäre. Dazu aber später.

Autos müssen heute mit einem iPod oder iPhone zurechtkommen, um nicht sehr unmodern zu wirken. Der Legende nach fuhr Apple-Chef Steve Jobs vor Jahren einen BMW X5 und ärgerte sich darüber, dass er seinen iPod darin nicht anschliessen konnte. Darauf hat BMW schon 1994 eine Schnittstelle für den iPod vorgestellt, heute ist das Branchenstandard. Im 7er kann man selbstverständlich das iPhone über einen USB/AUX-Anschluss und Bluetooth nahtlos einbinden. Telefonbuch, Musiktitel usw. – alles wird ins Fahrzeug übertragen, die Bedienung über «iDrive» funktioniert perfekt. Nur ab und zu mussten wir das iPhone zweimal anstecken, weil die Verbindung beim ersten Versuch nicht geklappt hatte.

Die zentrale Steuerungseinheit iDrive, für die BMW bei ihrer Einführung hart kritisiert wurde, ist heute in dieser Art ebenfalls Branchenstandard. Über den Drehknopf neben der Gangschaltung sowie Direkttasten für CD, Navigation oder Radio kann man das Unterhaltungsprogramm steuern sowie Einstellungen

am Fahrzeug vornehmen. Das funktioniert schnell intuitiv, auch wenn man sich in den umfangreichen Menüs ab und zu verfährt.

Während andere Oberklasse-Hersteller auf Zulieferer wie Harman Kardon oder Bose setzen, um aus ihren Autos kleine Konzertsäle zu machen, ist das Hi-Fi-System im 7er eine Eigenentwicklung. Ein Neun-Kanal-Verstärker leistet über sechzehn Lautsprecher 650 Watt; das tönt sehr, sehr gut, am liebsten haben wir gepflegte Popmusik gehört, das passt irgendwie zu diesem Auto.

Obwohl das Fahren grösste Freude bereitet, sind die besten Plätze in diesem Wagen hinten, vorausgesetzt, man hat die Langversion und das Fond-Entertainmentsystem Professional bestellt. Ein eigener iDrive-Controller ermöglicht die vom Fahrer getrennte Steuerung des Unterhaltungsangebotes. Fernsehen, separater DVD-Player, iPod-Anschluss – hinten gibt es alles. Man kann sich auf einen Parkplatz stellen, die Massagefunktion der Sitze starten und einen Film auf den brillanten, 9,2 Zoll grossen Bildschirmen ansehen. Ausser, man hat einen Fahrer, dann braucht es den Parkplatz nicht.

BMW 750 Li: Hi-Fi-System Professional, DVD-Wechsler 6-fach, DAB-Tuner, TV-Funktion, Spracheingabesystem, Navigationssystem Professional, Head-up-Display, Handyvorbereitung Bluetooth. Fond-Entertainment Professional, Massagefunktion in Fond-Sitzlehnen. Preis Testwagen Fr. 192 542.–. www.bmw.ch



Gepflegte Popmusik: BMW 750 Li mit Hi-Fi-System Professional.

Zungenbrecher

Von Peter Rüedi



Was griechischen Wein betrifft, gilt für mich der Satz des grössten Atheners aller Zeiten: «Ich weiss, dass ich nicht weiss.» Das stimmt zwar immer, in Bezug auf griechischen Wein aber besonders. Ein paar schreckhafte Erinnerungen an harzigen Retzina, den ich auf Paros in Ermangelung von anderem sozusagen mit zusammengebissenen Zähnen trank. Und die Schnulze von Udo Jürgens. Das war's. Bis mir diese Flasche von Gaia unterkam. Von Angelo Gaja im Piemont ist sie zwar weit entfernt, ebenso weit aber von meinen bisherigen Vorstellungen von griechischem Wein.

Dabei müsste mit nur mässiger geistiger Anstrengung jeder zum Schluss von Hugh Johnson kommen: dass es «überhaupt keinen Grund» gebe, «weshalb Griechenland nicht in der höchsten Liga der Weinländer vertreten sein sollte: Es verfügt über mehr als 150 einheimische Sorten, ein mildes, maritimes Klima, eine grosse Anzahl innovativer Weingüter.»

Gaia ist ein Weingut auf dem Peloponnes, in der Appellation Nemea, unweit von Korinth, auf dem der Önologe Yiannis Paraskevopoulos und sein Partner Leon Karatsalos Weine machen, die sowohl traditionell als auch modern und jedenfalls hervorragend sind. Ihre jüngste Kreation heisst «Gaia S», sie ist ein Blend von siebzig Prozent Agiorgitiko und dreissig Prozent Syrah. Ersteres ist eine Traube, deren Wein Sokrates vor dem finalen Schierling schon im 5. Jh. v. Chr. im Becher geschwenkt haben könnte, «wenn er, was ihm freilich zuwider war, zum Trinken genötigt wurde; da übertraf er uns alle. Und worüber man sich am meisten wundern muss: Kein Mensch hat jemals den Sokrates betrunken gesehen» (Alkibiades in Platons «Symposion»).

Der erste Jahrgang, der Gaia S 2007, ist eine schöne Fruchtbombe, aber eine mit Struktur, Eleganz, eigenwilligem Charakter, guter Säure. Mittlere Lebensdauer. Kein Schnäppchen, eine Trouvaille, von der gerade mal gut fünftausend Flaschen abgefüllt wurden. Wir bleiben dran. Das Wort «Agiorgitiko» geht mir schon fast flüssig von der Zunge.

Gaia S 2007, VdP Peloponnes, 13,5 % Kantos, Rümliang, Fr. 39.50 (info@kantos.ch)

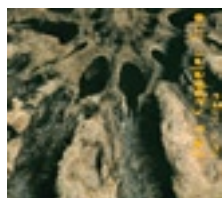
Bröckelnder Schönklang

Von Peter Rüedi

Ist Vera Kappeler die beste neue Jazzpianistin der Schweiz? Selbst sie würde über die Frage lachen, und sie lacht sehr selten. Die in Winterthur lebende Baslerin ist ein ernsthafter Mensch, das heisst, sie investiert so viel Humor in ihre Musik, dass ausserhalb davon wenig übrigbleibt. Mal ein ätherisches Wesen, krepelt sie handkehrum die Ärmel hoch und haut Klötze in die Tastatur wie weiland Thelonious, als würde sie den staksig stolpernden rhythmischen Gestus von Monks merkwürdigen Tänzchen in ihre Musik übertragen. Vera Kappeler ist nicht naiv und nicht kompliziert, sie ist schräg, und zwar buchstäblich – als kämpfte sie ständig ums Gleichgewicht und würde die Kurve immer gerade noch so kriegen. Auf ihre verquere Weise ist sie gewiss die spannendste Pianistin zurzeit. Spannend im Wortsinn. Zwischen dem Einfachen und dessen Verstörung knistert ein Hochspannungsfeld.

Vera Kappeler hat durchaus einen Hang zum ungebrochenen Schönklang, zum Hymnischen. Nur hält sie es darin nicht lange aus. Dass sie sich zu dessen Herstellung gern ans Harmonium setzt, sagt alles. Das Harmonium ist das denkbar hinfälligste Instrument zur Schaffung einer hohen sakralen Aura, die asthmatische Kleinstausgabe der Orgel. Der Hymnenklang, bei dem aus dem Tretbalg die Motten stieben.

Zusammen mit der Dobro, der Resonanzgitarre, zu der Bassist Simon Gerber gelegentlich greift, zusammen mit der nachbebenartig grummelnden Perkussion von Drummer Lionel Friedli ergibt das eine Musik von nächster Ferne: jenseitige Klänge wie im Titelstück «Nach Slingia», vertrackt bröselnde, bröckelnde einfache Melodien, die oft auf stille Weise implodieren. Auf dem *Gampiross* so hingessungene einbrechende Kinderliedchen. Daneben, ich sagte es, langt die fragile Dame auch mal ganz schön hin. Das Trio besteht aus drei kongenialen Ruinenbaumeistern, die manchmal auch veritable Kathedralen errichten («Ol' Man River») oder wenigstens Kapellen («Augenlied», eine Art «Django»). Wenn auch sozusagen aus Zündhölzern.



Vera Kappeler Trio:
Nach Slingia.
Veto Records 003

Federleichter Schaum

«Easy Virtue», ein Klassiker von Noël Coward, verspottet höchst erfrischend die britische Upperclass. Von Wolfram Knorr



Zur Fuchsjagd: Schauspielerin Biel als neue Ehefrau.

Gibt es etwas Banaleres als eine Mutter, die die Schwiegertochter hasst, weil der geliebte Sohn sie, ohne die Mama zu konsultieren, geheiratet hat? Das reicht für ein Sensibel-Plauderspiel von mütterlicher Dominanz und willensschwachem Filius in Dur und Moll für ein geriatrisches Publikum. Aber Banalitäten solchen Kalibers konnte Noël Coward (1899–1973), der Oberflächen-Paganini aller britischen Stückeschreiber, plappernd ins vertrackt Abgründige, das hinter allen Unverbindlichkeiten lauert, verwandeln. Wenn die Mama «Hallo» sagt oder «Wie geht es dir» und der Vater lautlos zur Schwiegertochter schielt, dann greift da ein präzises Räderwerk ineinander: Hinter jedem Kurzsatz oder Blick lauert Hoffnung, Angst, Erwartung – alles klingt doppelsinnig und tänzelt doch nur auf der Oberfläche.

«Easy Virtue» heisst das 1924 entstandene erfolgreiche Coward-Stück, 1927 von Alfred Hitchcock verfilmt, das heute, im Zeitalter des krawalligen Special-Effects-Kinos, auf die Leinwand zurückkehrt. Ein Kamikaze-Unternehmen? Eben nicht. Der australische Regisseur Stephan Elliott («The Adventures of Priscilla, Queen of the Desert») demonstriert mit seiner exzellent besetzten Neuverfilmung, dass Spotten über die britische Oberklasse alles andere als verstaubt ist. Die Familie Whitaker gehört zwar nicht zum Adel, verhält sich

aber so; vor allem die Mama Veronica (Kristin Scott Thomas), einem Anwesen vorstehend, das nicht nur aus Schloss und Park besteht, sondern auch aus einem abgeschlafften Ehemann (Colin Firth), zwei verhuschten Töchtern und einer Töle von Schosshund. Ihre ganze Hoffnung gilt Filius John (Ben Barnes), der das marode Anwesen wieder auf Vordermann bringen soll. Doch Müssiggänger John will nur seine Ehefrau Larita Huntington (Jessica Biel) präsentieren, die – o Jammer! – Rennfahrerin und Amerikanerin ist und sich weder für Golf noch Cricket interessiert, sondern nur für Motoren und Sex. Zur Fuchsjagd fährt sie mit dem Motorrad. Veronica sieht das Empire den Bach runtersausen. Doch Mum ist nicht bereit aufzugeben und erfährt nach einigen Nachforschungen mit Hilfe ihrer giftspritzenden Töchter, dass Larita schon mal verheiratet war. Eine Geschiedene! Das Finale ist eine herrlich bissige Pointe.

«Easy Virtue», in den Roaring Twenties und zwischen Plüsch und Pleureusen angesiedelt, ist nicht nur ein vergnügliches Pingpongspiel präziser Dialoge, sondern auch eine herrliche Schau verknöchertes, steifer Lebensformen. Elliott hat den cowardschen Geist getroffen: federleichter Schaum der Upperclass, auf dem Sumpf der Moderne schwimmend.

Easy Virtue.
Regie: Stephan Elliott. GB, 2008

Echos der Zeit

Bob Dylan jongliert mit sich selbst und sieben Jahrzehnten Musikgeschichte. Ein alter Kumpel hilft ihm dabei. *Von Albert Kuhn*

Beginnen wir mit einem Freund. Robert Hunter, geboren 1941 in Südkalifornien, ist Poet und Rilke-Übersetzer. 1962 meldete er sich als Versuchsperson in einem – *over the top* gelungenen – CIA-Projekt über psychedelische Chemikalien. Hunter wurde bezahlt, um LSD, Psilocybin und Meskalin zu sich zu nehmen und darüber zu schreiben. Sein Report gipfelte im Satz: «Bei Gott – wenn dies Wahnsinn ist, dann bitte ich um die Erlaubnis, wahnsinnig bleiben zu dürfen.» Die ersten Texte, die Hunter unter LSD schrieb, schickte er per Post an Jerry Garcia, Kopf und Sänger von Grateful Dead. Er blieb jahrelang Co-Songwriter und offizielles Mitglied der Band. Schrieb «Dark Star», den Song, den Grateful Dead in bis zu dreistündigen Versionen spielten. Es war die Zeit, als Zeit Geld wurde.

In den achtziger Jahren verlor auch Bob Dylan den Zugriff auf die Zeit. Seine schon in der Jugend perforierte Stimme wurde zerbrechlich, seine Karriere richtungslos, er griff häufiger zur Flasche als zur Gitarre und veröffentlichte «Down in the Groove», sein anerkannt schlechtestes Album. 1988 brach Bob Dylan auf zum letzten Gefecht, genannt: «The Never Ending Tour».

Zeit ist nicht nur das häufigste Wort in den über vierhundert Songs Bob Dylans. Zeit und ihre Echos, Verbiegungen und Verspiegelungen spielen je länger, je mehr eine Haupt-



Verhalten optimistisch: Bob Dylan.

rolle in seinen Songs. Musik ist die Kunst der Zeit, viel mehr noch als der Film, der ja Bewegungslosigkeit verordnet. Musik hingegen lässt nicht nur alle Freiheiten, sondern generiert Vergnügungen und Ausdrucksmöglichkeiten – das Schunkeln, das Tanzen, die Körpersprache.

Von früher reden

Neuerdings ist Robert Hunter Co-Pilot bei Dylan. Der meint dazu: «Du sitzt lange am Steuer, dann lässt du mal deinen Mitfahrer ran. Ich kenne Hunter seit 1962 oder 1963, wir sind von derselben Old School.» Sein 33. Studioalbum nennt Bob Dylan lapidar «Together Through Life». Der Titel benennt Lebenszeit. Und der Sänger versucht, die vierziger, fünfziger, sechziger, siebziger, achtziger, neunziger und nun die nuller Jahre zu besingen, nicht nach-, sondern miteinander.

Mit zwei Instrumenten drückt Dylan aus, dass er von früher reden will: mit dem weichen, schummrigen unmodernen Sound des Kontrabasses sowie dem Akkordeon, der Trösterkommode par excellence. In einem Interview mit dem englischen Journalisten Bill Flanagan im *Telegraph* meinte Dylan, er wüsste, er hätte das Akkordeon schon früher mehr eingesetzt.

Unsere Song-Auswahl: «Beyond Here Lies Nothin'» öffnet den Vorhang mit einem Rumba mit lockerem Blues-Klang, dazu Akkordeon, Trompete. «Life Is Hard» ist ein Slow, ein langsamer Schieber, klingt nach dreissiger und vierziger Jahren – und damit auch nach neuerem Paul McCartney. «My Wife's Home Town», das sei die Hölle, singt Dylan, der einzige Song, in dem er sich beklagt, aber auch dies nur scheinbar. «Shake Shake Mama» ist ein fröhlicher Aufguss von «Wiggle Wiggle», einem der lumpenliederlichsten Dylan-Songs. «I Feel a Change Comin' on» ist der verhalten optimistische Obama-Song – ja, es werde besser, aber es ist schon sehr spät.

Der Ausklang und die Antwort auf Lügen und Betrug, auf alles Verlüderte und Verpatzte, auf Mord, Totschlag und Kapitalismus: «It's All Good». Was das soll? Sich nicht beeindrucken, nicht lähmen, nicht unterkriegen lassen? Alle schlechten News ignorieren – und dann? Die Antwort ist der Albumtitel.

Bob Dylan: Together Through Life. Sony

Wir Schweinehunde

Von Daniele Muscionico

Ihre Schönheit verdunkelte die Welt, als sie auf der Bühne stand, und ein paar hunderttausend Zuschauer starrten auf zwei dicke Beine. Das war sie nun: Susan Boyle, Kandidatin der Castingshow «Britain's Got Talent». Elegant wie ein schottisches Hochlandrind, ein Gesicht wie ein *scone*, das schlecht gebacken ist, und ihre Frisur ... Haare, in die der Blitz eingeschlagen hat. Die gutgebräunten, gutgebauten Juroren rümpften verächtlich die Nase, ganz so, als müssten sie plötzlich einen schlechten Geruch einatmen.

Dann stimmt die Kandidatin «I Dreamed a Dream» aus dem Musical «Les Misérables» an. Und sie ist schon nach wenigen Sekunden kaum mehr zu hören: Das Publikum tobt. Sie kann tatsächlich singen! Man sieht Zuschauer sich eine Träne aus dem Gesicht wischen, die Juroren blicken mit offenem Mund in die Kamera und tun überrascht. Und Boyle, eine 47-jährige arbeitslose schottische Kirchenchor-Walküre? Sie ist seit ihrem Fernsehauftritt letzten Samstag Englands neuer Superstar, wird bald bei Oprah Winfrey zu Gast sein, plant eine Welttournee, verhandelt mit Sony über einen Plattenvertrag, und ihre Berühmtheit hat inzwischen mehr als 100 Millionen Abrufe auf Youtube generiert.

Das freut die einen und bestätigt die anderen – in ihrem Urteil über den inneren Schweinehund in uns allen. Hatte die Jury nicht sichtlich gefeiert, als die Hammerwerferin vor ihnen stand? Hatten die Zuschauer nicht begierig darauf gewartet, dass sich eine Frau, die in die Kamera sagt: «Ich weiss, dass ich aussehe wie eine Garage, aber das ist mir egal», vor ihren Augen öffentlich blamiert? Eine Kolumnistin des *Guardian* sprach am nächsten Tag aus, was jeder moralische Mensch denken musste. «Hässlich ist nicht Susan Boyle, sondern das Publikum, das diese Sängerin nicht verdient hat.»

Dabei ist klar: Susan Boyle ist eine präzisionsgelenkte Munition des Senders, mit unbekannter Halbwertszeit zwar. Man hat sie als hässliches Entchen inszeniert, und die erst angewiderte Reaktion der Jury war pure Taktik, um unser Vorurteil zu bestätigen: Wer aussieht wie ein falsch gesungener Ton, der kann keinen richtigen singen. Indem wir Susan Boyle geringschätzten, verachteten wir alles Bedeutungslose, zu Dicke, zu Fade, zu Eitle, verachteten wir im Grunde nichts anderes als unsere eigene, enttäuschende Mittelmässigkeit.

«Britain's Got Talent» auf ITV 1. Finale Ende Mai

Das grosse Spiel

Für einen Profifussballer ist jedes Spiel wichtig. Aber manche sind es eben ganz besonders. Und gehen vielleicht sogar in die Geschichte ein.

«Doppelpass», Folge 22.

Von Charles Lewinsky

Vor dem Match war Tom Keita sehr nervös. Es war eines jener Spiele, bei denen die Sportjournalisten schon im Vorfeld zu den ganz grossen Worten greifen. «Sein oder Nichtsein», hiess es im *Blick*.

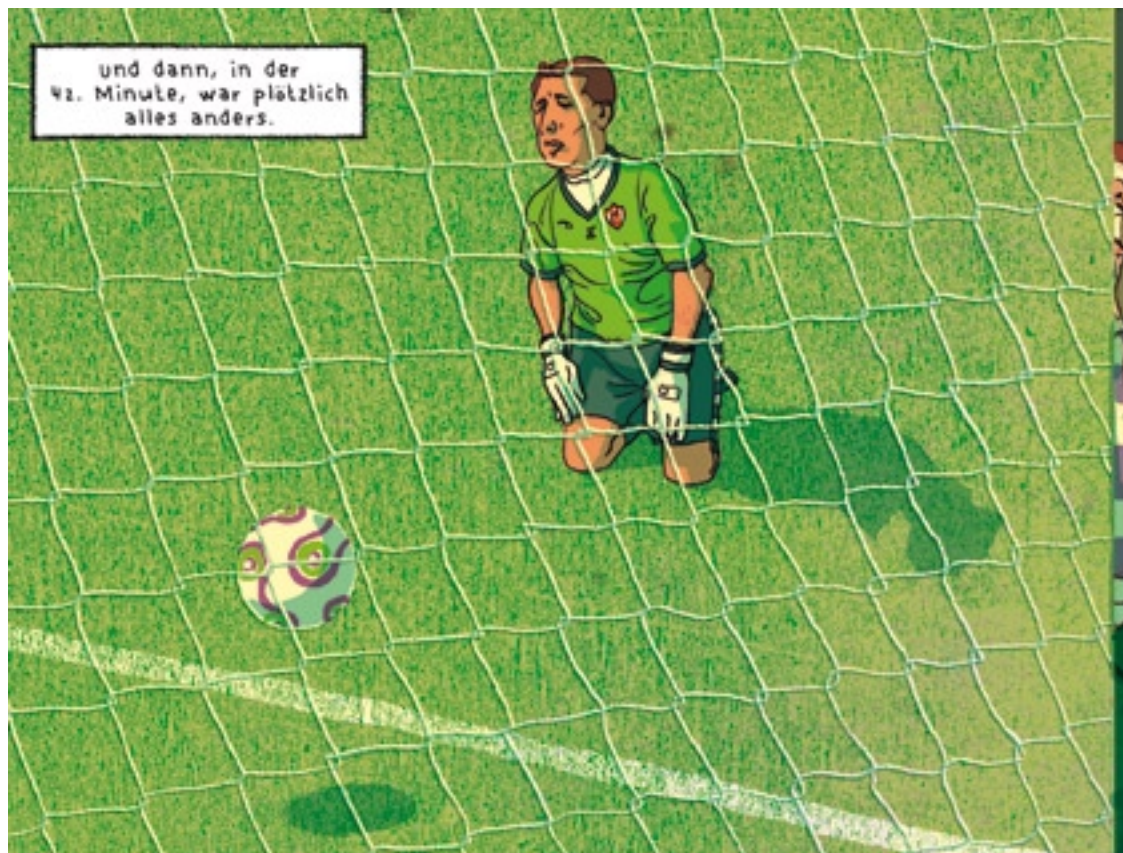
Die Ausgangslage war klar: Der Verein musste gewinnen. Und das gegen den Tabellenführer, gegen den man in der Hinrunde sang- und klanglos verloren hatte. Mit einer Niederlage oder einem Unentschieden war, schon jetzt im April, die letzte realistische Chance auf den Meistertitel vertan, und man würde die Saison unter «ferner liefen» abbuchen müssen.

Das Spiel war seit Wochen ausverkauft. Die Telefonaktion eines Radiosenders, der zwei Plätze ausgelobt hatte, liess die Leitungen zusammenbrechen. Bei Ebay wurden für letzte Tickets sagenhafte Preise bezahlt.

Selbst Claudia, die sich meist mit der Ausrede, sie halte die Spannung nicht aus, davor drückte, war im Stadion. Tom vermutete allerdings, dass das weniger mit echtem Interesse zu tun hatte als mit der Tatsache, dass sie diesmal nicht mit den Spielerfrauen auf der Tribüne sitzen musste. Eidenbenz hatte sie in seine persönliche Loge eingeladen. Die beiden kamen in der letzten Zeit immer besser miteinander aus.

Eidenbenz selber kam, wie das zum Ritual gehörte, vor dem Spiel in die Kabine und verbreitete den hemdsärmlichen, schulterklopfenden Optimismus eines selbstbewussten Vereinspräsidenten. Aber als sein demonstrativ dröhnendes Lachen sich dann wieder in Richtung Tribüne entfernte, beugte sich Mirko Milatovic zu Tom Keita und flüsterte ihm zu: «Merkt du's auch? Er hat Angst um sein Geld.»

Es war klar, was er damit meinte. Eidenbenz hatte in einem Interview grossspurig versprochen, die Mannschaft für die nächste Saison namhaft zu verstärken. Es wurden auch schon Namen herumgeboten. Ohne Meisterschaft und internationalen Wettbewerb war das aus der Vereinskasse nicht zu finanzieren. Wenn sie heute verloren, würden wieder mal die Sponsoren bluten müssen, und das hiess: Eidenbenz musste tief in die eigene Tasche greifen. Die wahrscheinlich jetzt, mitten in der Finanzkrise, gar nicht mehr so tief war.



Sie wussten alle, um was es ging, und als der Trainer zu einer letzten anfeuernden Ansprache ansetzte, war ihnen das eher lästig. «Eigentlich brauche ich heute gar nichts zu sagen», begann er und sagte dann doch eine ganze Menge. Den Gegner früh stören. Die Räume eng machen. Und vor allem: sich nicht provozieren lassen.

Mit dem Schiedsrichter der Partie hatten sie schon einmal schlechte Erfahrungen gemacht. Felix Hablützel war dafür bekannt, dass er seine Neutralität gern dadurch unter Beweis stellte, dass er gegen die Heimmannschaft doppelt streng pfiff. Mirko, als harter Knochen verschrien, musste heute besonders vorsichtig sein. Sonst konnte es leicht passieren, dass er durch allzu kompromissloses Einsteigen eine gelbe Karte einfiel.

Der Verteidiger tat zwar so, als sei er als Einziger von der allgemeinen Spannung nicht erfasst, aber Tom kannte ihn gut genug, um zu wissen, dass das nur die coole Show war, die Mirko seinem Macho-Image schuldig zu sein glaubte.

Er selber band schon zum dritten Mal die Schuhe neu und fasste sich, ohne es zu merken, immer wieder an die Brust. Für die andern sah das aus, als ob er sich bekreuzigte, aber in Wirklichkeit suchten seine Finger unbewusst nach dem Glücksbeutel mit den Amuletten, den er schon so viele Jahre um den Hals trug.

Als es dann endlich losging, war er so überkonzentriert, dass er wie ein Anfänger den Anstoss vermässelte. Er berührte den Ball zweimal hintereinander, und schon pfiff Hablützel

indirekten Freistoss. Es schien kein gutes Omen für das Spiel zu sein.

Tom rannte viel, aber die Pässe seiner Mitspieler erreichten ihn heute nicht. Als er einmal einigermassen frei zum Schuss kam, segelte der Ball weit am linken Pfosten vorbei. Torchancen waren auf beiden Seiten Mangelware, und es sah alles nach einem dieser verdrucksten Unentschieden aus, die keiner Mannschaft etwas bringen und über die man sich hinterher nur ärgert.

Die Fans der beiden Mannschaften, die sich anfänglich noch lautstarke Sprechchorduelle geliefert hatten, waren immer stiller geworden. Der Pegel stieg kurz an, als Tom Keita ganz allein mit dem Ball vor dem gegnerischen Tor auftauchte. Aber Hablützel entschied auf Abseits.

Und dann, in der 42. Minute, war plötzlich alles anders.

Ein gegnerischer Stürmer, der an Mirko Milatovic nicht vorbeigekommen war, liess sich theatralisch über die Sechzehnmeterlinie fallen. Die Schwalbe war so offensichtlich, dass er beim Pfiff des Schiedsrichters zuerst selber annahm, er gelte ihm und seinem Täuschungsversuch. Aber Hablützel war auf das Manöver tatsächlich reingefallen und entschied auf Foul im Strafraum. Mirko protestierte lautstark und sah die rote Karte. Platzverweis. Elfmeter. Tor. 0:1 zur Pause.

In der Kabine des Vereins herrschte Weltuntergangsstimmung. Mirko hatte nach dem unfreiwilligen Abgang wütend seine Schuhe in eine Ecke gefeuert, und als Assistententrainer Krähenbühl, nicht gerade ein Meister des psychologischen Feingefühls, ihn deshalb tadelte, trat er mit solcher Wucht gegen die Tür eines



Garderobenkastens, dass er sich den grossen Zeh brach. Für ihn war die Saison zu Ende. Und für den Verein wohl auch.

Ohne Mirko blieb dem Trainer nichts anderes übrig, als die Aufstellung zu verändern und einen neuen Verteidiger zu bringen. Mit einem Mann in Unterzahl und einem Tor Rückstand traten sie zur zweiten Halbzeit an.

Die Spottgesänge der gegnerischen Fans schwappten wie eine Welle über sie hinweg.

Über kaum ein Spiel wurde hinterher so viel geredet wie über dieses. Wer im Stadion dabei gewesen war, musste die Geschehnisse der zweiten Halbzeit immer wieder schildern, und mit jeder Wiederholung wurden sie noch ein bisschen dramatischer. Aber keiner der Spielberichte enthielt den wirklichen Grund dafür, warum Tom Keita zu seinem legendären Sololauf angesetzt hatte.

Es war an der Kante des eigenen Strafraums. Tom war weit zurückgegangen, um in der bedrängten Verteidigung auszuhelfen. Ein gegnerischer Spieler, in der Hoffnung, den Star des Vereins zu einer unbedachten Reaktion zu verleiten und damit vielleicht einen Freistoss herauszuschinden, fragte ihn mit dem freundlichsten Gesicht der Welt: «Na, du Affe, wann lernst ihr in Afrika endlich Fussball spielen?»

Niemand, schon gar nicht der Schiedsrichter, bekam davon etwas mit. Sie sahen alle nur, wie Tom plötzlich lossprintete, den Ball am Fuss. Wie er einen ersten Gegenspieler mit einer Körpertäuschung ins Leere laufen liess, einen zweiten umdribbelte und den dritten einfach stehenliess. Wie er ganz allein, nach einem Spurt über das ganze Feld, auf das Tor

zusteuerte, wie der Torhüter ihm entgegenlief, um den Winkel zu verkürzen, und wie Tom mit einem eleganten Heber den Ball über ihn hinweg ins Tor schlenzte.

1:1. Und das war erst der Anfang.

Toms zweites Tor, das selbst Beni Thurnheer für einen Augenblick die Sprache verschlug, entstand aus einem jener artistischen Kunststücke, die man nicht trainieren kann und die dann manchmal doch scheinbar ganz mühelos gelingen, weil an diesem Tag alles zusammenpasst oder weil, wie ein besonders poetischer Journalist hinterher schrieb, «die Fussballgötter ihren gnädigen Tag haben».

Tom stand mit dem Rücken zum gegnerischen Tor, ein weiter, hoher Pass kam direkt auf ihn zu, und er stoppte ihn nicht mit der Brust, wie das alle erwarteten, sondern leitete ihn mit einem Fallrückzieher direkt weiter. Präzis ins Lattenkreuz. Unhaltbar.

2:1. Aber das war noch nicht alles.

Um den knappen Vorsprung trotz Unterzahl über die Zeit zu retten, wechselte der Trainer des Vereins zwei Defensivspieler ein. Die ganze Mannschaft stand jetzt hinten. Man versuchte keine Entlastungsangriffe mehr, sondern schlug nur noch die Bälle möglichst weit weg.

Und dann, in der Nachspielzeit, als die Anhänger des Vereins schon lautstark den Schlusspfiff forderten, kam es nach einem Eckstoss zu einem folgenschweren Zwischenfall im Strafraum. Ein gegnerischer Stürmer versuchte mit dem Kopf an den Ball zu kommen, nach dem gleichzeitig der Torhüter hechtete. Sie stiessen in der Luft zusammen, Faust gegen Kopf. Der Stürmer blieb, diesmal ganz ohne Theatralik,

benommen liegen und musste vom Platz getragen werden.

Alle Fachleute, die später die Zeitlupenwiederholung der Szene kommentierten, waren sich darüber einig, dass es sich um einen unglücklichen Zusammenprall gehandelt habe, ganz ohne Absicht und deshalb auch nicht zu ahnden. Aber Hablützel, mit seiner bekannten Vorliebe für Gastmannschaften, entschied nicht nur auf Elfmeter – bereits der zweite in diesem Spiel! –, sondern verwies auch noch den Torhüter vom Platz. Und das, nachdem der Verein schon dreimal ausgewechselt hatte.

Das Publikum tobte, die einen aus Wut, die andern aus Triumph. Ein paar besonders aufgebrauchte Fans konnten von den Ordnern nur mit Mühe davon abgehalten werden, die Absperrungen zu überklettern und den Platz zu stürmen.

Auf dem Platz stand die Mannschaft im Kreis und diskutierte, welcher Feldspieler die undankbare Aufgabe übernehmen und sich für den Penalty ins Tor stellen sollte. Natürlich bestand auch für diesen unwahrscheinlichen Fall ein Plan. Aber Mirko Milatovic, der als Junior einmal Torhüter gewesen war und dem deshalb die Rolle zugefallen wäre, war in diesem Spiel nicht mehr dabei.

Tom hätte hinterher nicht sagen können, warum er sich, ohne die Entscheidung des Trainers abzuwarten, die Goalie-Handschuhe griff. Vielleicht, weil er nach seinen beiden Toren das Gefühl hatte, an diesem Tag könne nichts schiefgehen.

Und es ging auch nichts schief.

Er sah den Stürmer anlaufen, wie in Zeitlupe kam es ihm vor, er sah ihn schiessen und warf sich, ohne zu überlegen, in eine Ecke. Seine Fingerspitzen berührten etwas, und einen verwirrten Augenblick lang dachte er, er sei gegen den Pfosten gestossen. Aber es war nicht der Pfosten. Es war der Ball.

Der Schlusspfiff ging im allgemeinen Jubel unter.

Seine Kameraden trugen ihn auf den Schultern zur Kurve der treuesten Fans. Auch Mirko war plötzlich wieder dabei, barfuss und hinkend. Irgendwann tauchte auch Eidenbenz auf, ganz heiser vom eigenen Jubel. Und Claudia, die auf dem Spielfeld doch überhaupt nichts zu suchen hatte.

So wurde Tom Keita zum Volkshelden. Zwei Tore und ein – als Feldspieler! – gehaltener Elfmeter, das hatte auch Wilhelm Tell nicht geschafft.

Nur etwas verstanden die Leute nicht: warum er, als sich der Reporter des Schweizer Fernsehens endlich zu ihm durchgekämpft hatte, einen so seltsamen Satz sagte.

«Irgendwann», sagte Tom Keita, «irgendwann lernen auch die Affen Fussball spielen.»

Folge 23 des Fortsetzungsromans in der nächsten Weltwoche

Vernunft und Gottes Wille

Die Theologiestudentin Dina Grädel, 20, und der Maschineningenieur David Burri, 23, haben im April geheiratet.

Dina: Die Verliebtheit passiert einfach. Es gibt sie quasi gratis, und sie ist fast immer einfach, unbeschwert und schön. Aber die Liebe ist eine Entscheidung. Bei der Frage, ob man jemanden lieben will und mit diesem Menschen eine dauerhafte Lebensgemeinschaft eingehen möchte, sollte die Vernunft eine Rolle spielen. Die Frage «Was hält uns zusammen?» war bei uns einfach zu beantworten: Es ist der Glaube an Gott. Dieselben Wertvorstellungen, eine ähnliche Haltung dem Leben gegenüber finde ich wichtiger als das Aussehen oder andere Oberflächlichkeiten.

David: Das Eheversprechen ist meiner Meinung nach der grösste Liebesbeweis, weil es mit Vertrauen zu tun hat: dem Vertrauen, dass sich der andere in schwierigen Zeiten bewähren wird. Wenn eine Scheidung nicht in Frage kommt, ist das ein besonders wichtiger Punkt. Wir werden zusammen alt und müssen uns arrangieren, wenn es kriselt. Wenn man die Ehe als endgültig und das Eheversprechen als Willensentscheid sieht, kann nicht viel schiefgehen.

Dina: Ich hätte mir einen nichtreligiösen Partner vorstellen können, aber so ist es garantiert besser. Wir lernten uns in der Jugendgruppe der Pfingstgemeinde kennen, das ist eine evangelische Freikirche hier in Burgdorf. Ich bin seit vier Jahren Mitglied, David seit acht Jahren. Jugendliche Revoluzzer-Phasen, die uns von Gott entfernten, oder riesige Krisen, die uns zu Gott brachten, gab es nicht. Wir stammen beide aus religiösen Familien, der Glaube spielte immer eine Rolle.

David: Schmetterlinge im Bauch und all das? Doch, wir waren schon verliebt, aber eher auf eine gemächliche Art und Weise. Die himmelhoch jauchzende Begeisterung ist nicht unbedingt nötig, um langfristig glücklich zu werden. Natürlich stellt man sich im Vorfeld auch Fragen, und es gibt vielleicht Momente, in denen Unfriede und Unsicherheit da sind. Gleichzeitig wusste ich: Es ist der Wille Gottes, dass wir heiraten. Das fühlte ich. Das Wissen, dass dieser Segen auf unserer Verbindung ruht, gibt mir Sicherheit. Für viele Menschen bedeutet Christsein die Mitgliedschaft in einer Kirche, oder sie nennen sich so, weil sie ein religiöses Ritual absolviert haben. Für die



«Die Liebe ist eine Entscheidung»: Ehepaar Burri-Grädel.

Pfingstgemeinde bedeutet Christsein, zu Christus zu gehören. Eine Begegnung mit Gott, der in Jesus Christus Mensch geworden ist, gehört zu den grossartigen Erfahrungen, die man machen kann.

Dina: Die Gemeinde ist als Verein organisiert und arbeitet nach biblischen Prinzipien. Jeder kann sich so stark engagieren, wie er möchte. Wir gehen am Sonntag in die Kirche und machen in den sogenannten Hauszellen mit: Das sind Orte, wo Menschen Beziehungen pflegen, Gebetsanliegen teilen und einander in praktischen Dingen des Alltags unterstützen. Natürlich legen die Mitglieder ein Glaubensbekenntnis ab.

David: Wir glauben – unter anderem –, dass die Bibel das inspirierte Werk Gottes und deren Inhalt unfehlbare göttliche Offenbarung ist, zudem glauben wir an die Wiederkunft Christi und an das Letzte Gericht.

Dina: Es war eigentlich von Anfang an klar, dass wir heiraten werden. Es ist auch üblich so, wenn man befreundet ist. Wieso soll man lange

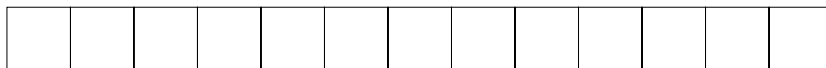
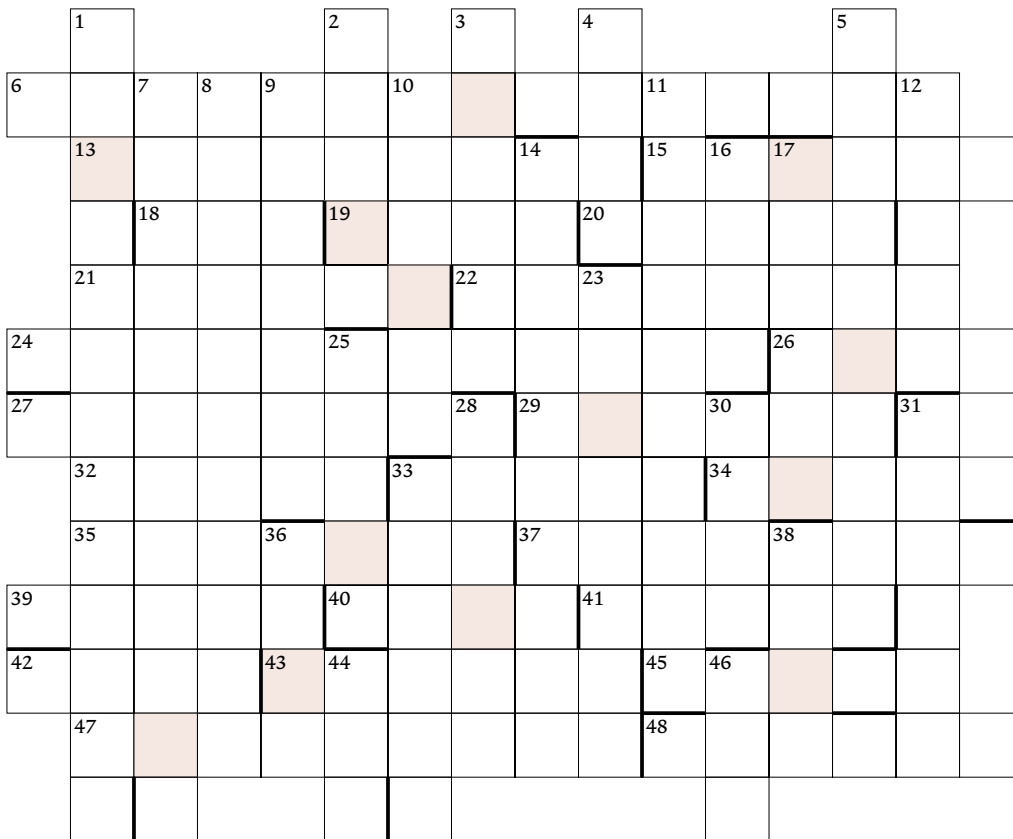
warten, wenn man gut miteinander auskommt? Natürlich soll unsere Ehe nach dem Evangelium ehrbar sein. Untreue wäre eine grosse Sünde. Wir gingen jungfräulich in die Ehe, und seit der Heirat vergingen erst zwei Wochen. Danke, bisher ging alles gut. Trotzdem konnte man am anderen bereits diese oder jene kleinere Marotte entdecken.

David: Damit war zu rechnen. Ansonsten gefällt mir das Zusammenleben sehr gut.

Dina: Mir auch. Wir sind uns glücklicherweise einig, dass ich zuerst mein Studium beende, bevor wir die Familienplanung in Angriff nehmen. Ob wir eines oder fünf Kinder wollen, haben wir noch nicht entschieden. Dass sie gläubig aufwachsen sollen, ist selbstverständlich.

David: Kinder brauchen Vorbilder. Es geht nicht um Tradition, sondern um Inhalte, nicht um Verhaltensweisen, sondern um Werte, die man ihnen vermitteln sollte.

Aufgezeichnet von Franziska K. Müller.

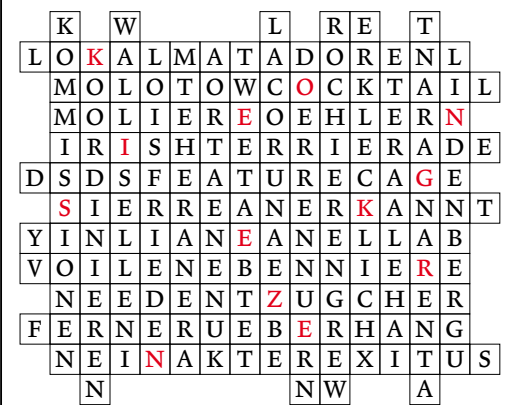
**Lösungswort — Bündner Bimmelbärchen**

Die eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — (v. h. = von hinten) **6** Ob «Flanquette» oder «Wiener Auster»: Der Missionar dementiert ihre Korrektheit. **13** Stoff der Schmeichlerin. **15** Verschworene Kriechergemeinschaft. **18** Im Fall der UBS folgte das Ooo auf dem Fuss. **19** Die Rotmeerstadt lässt sich noch steigern. **20** Dient zum Trimm beim laufenden Gut. **21** Schwankende Saftpresse. **22** Neben harter Musik geht bei ihr auch der Motor ab. **24** Tappige würden im Westen damit verhungern. **26** Marlas schottische Verwerfung. **27** Ein Satz endet mit seiner Verwertung. **29** Wiesenverwandter des Kälberkropfs. **32** Scharfes japanisches Unternehmen. **33** Die Programmiersprache entspringt im Apennin. **34** Billy hätte ohne ihn alle Schrauben locker. **35** Jurassischen Matrosen fehlt ein E. **37** Missgunststark (von der Bedauernsenke). **39** Früher entwickelte sich aus Negativem Positives. **40** Dos-Nachfolger in Spanien (v. h.). **41** Noch nicht am neusten. **42** Für englische Ohren ist das Fahrgeld gerecht. **43** Abendparty mit höherem Anspruch. **45** Rote Würze von Maidemonstrationen. **47** Man könnte ihm auch einfach Gugus sagen. **48** Der stromstarke André-Marie.

Senkrecht — (v. h. = von hinten) **1** Für Noma-den gibts im Knastlogis keine Kost. **2** La Dolce vita brachte ihr das süsse Leben. **3** Duschgetränk (v. h.). **4** Fliesst um 5 o'Clock in Nordengland. **5** An dieser Theke hat man ewig Durst. **7** Beim Voltischler ist sie praktisch umgesetzt. **8** Ein Düpflichisser wenns ein Coiffeur ist. **9** Die Maschine hat Zug drauf. **10** Tut Uri beim Rumschreien. **11** So würden Basler ihre Spezialitäten nicht bezeichnen, obwohl sie es sind. **12** Wie etwas geschehen ist, wenns vergnüglich war. **14** Etwas steife, frühere Märzvögel. **16** Alternatives Lein für Kleines. **17** Hat schon seit mindestens 523 Jahren einen Vogel am Zürichsee. **23** Kommen Sie, Herr Guevara in unsern Teil von Haute-Ajoie! **25** Ein Inselchen wie Mipe oder Subur mit schöner Aussicht. **28** Darauf haben Spanier allen Grund. **30** Hans-Peter ist fussballerisch an keinem liechten Stein gestrandet. **31** Sportliche Rockoma. **33** Knopf-ohrplüsch. **36** Lose Sole-Wirrnis. **38** Der 5. Pilzkopfsymphonie war nicht mehr zu helfen. **44** Wie die OECD ohne Kooperation ist. **46** Rätsler finden sie hier gleich nebendran.

© Daniel Krieg - Rätsel Agentur

Lösung zum Denkanstoss Nr. 113

Waagrecht — **7** LOKALMATADOREN **14** MOLOTOV-COCKTAIL (Jass «Molotow») **17** MOLIERE **18** OEHLER (Edgar, CH-Unternehmer) **19** IRISHTERRIER **20** ADE (Abk. f. an der Elbe) **21** DSDS («Deutschland sucht den Superstar») **22** FEATURE (Textgattung) **23** CAGE (= frz./engl. Käfig; Nicolas, US-Schauspieler) **24** SIERRE (Sierra = frz. cordillère) **26** ANERKANNT **29** YIN (... & Yang) **30** LIANE **31** ANELLAB (ballena = span. Wal; Moby Dick) **32** TOILE (= frz. Segel, Vorhang, Schleier) **33** NEBENNIERE (produziert Adrenalin) **36** NEED (= engl. brauchen, Bedarf) **37** ENTZUG («cold turkey») **39** CHER (US-Schauspieler, bekam einen Oscar für «Mondsüchtig») **41** FERNER (= österr. Gletscher) **42** UEBERHANG (...mandat) **43** EINAKTER **44** EXITUS (medizin. «Tod»)

Senkrecht — **1** KOMMISSIONEN («Komm, iss Ionen!») **2** WALLISELLEN («Azelle, Bölle schelle ...»; Wallisellen) **3** LACORUNA (La Coruña, röm. «Brigantium» wie Bregenz) **4** ROCHIEREN (Roche) **5** ERKLECKLICH (Tintenkleckstest) **6** TNARAG (Garant) **8** KORDINIEREN (K.O.-Ordinieren) **9** LOIS (... Joanne Lane, Freundin von Superman; Fluss in Osttimor) **10** AORTA **11** TWEET (= engl. zwitschern; Comicvogel Tweety) **12** DOERREN **13** LINDENBERG (Udo, dt. Rocker; Buch «Am Trallafitti-Tresen») **15** TEHERANER (Googoosh, Sängerin aus Teheran) **16** TERA (= griech. Ungeheuer; Vorsilbe f. Billion) **22** FRIEDEN (Rätselautor Krieg) **25** ENENUK (Kunene; afrik. Fluss mit Ruacana- u. Epupa-Fällen) **26** AEBTE **27** ALE (Mai + ... = maiale = ital. Sau) **28** NARENTA (= ital. Name der Neretva) **34** EZB (Europ. Zentralbank) **35** NUERN (von «nuorim» = steinig; ...berg) **38** GREW (= engl. (er) wuchs; v. h. Werg) **40** HAI (= isländ. Haken)

Lösungswort — KOENIGSKERZEN

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Polymere Werkstoffe,
Feinchemikalien/Engineering



Breguet
Depuis 1775

**Napoleon Bonaparte,
Breguet-Kunde seit 1798.**



Classique - Ewiger Kalender - 5327BA

www.breguet.com

Montres Breguet SA, 1344 L'Abbaye (Vallée de Joux), Tel. 021 841 90 90

PARIS - CANNES - GENÈVE - WIEN - LONDON - NEW YORK - LOS ANGELES - DUBAI - MOSKAU - SINGAPUR - TOKYO - SEOUL